

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Prozeßbericht II.	229
Ompleta. Von Heinrich Spiers	232
Vierzeiler. Von Omar Schajjan	255
Naturwissenschaft und Weltanschauung. Von Albert Labenburg	257
Die Moderne Galerie	268

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft,

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Gänzlich renoviert

ZÜST

29/50 HP

Der Tourenwagen

Hamburg.

HOTEL ESPLANADE

Am Dammtor-Bahnhof.

Zimmer mit Bädern.

Carlton Ritz Restaurant.

Neu eröffnet.



Berlin, den 16. Mai 1908.

Prozeßbericht.

II.

Ein Hagerer schiebt sich vor. Ein Desfreggerkopf lächelt schlau, lächelt bang. Scheint entschlossen, für die Stunden der Inquisition dieses Lächeln nicht von der Lippe zu schicken. Auch während die Zunge die Eidesformel nachstammelt, nistet es unter den Nasenflügeln. „Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde. So wahr mir Gott helfe!“ Die Stimme klingt dünner als Riedels; unsicherer. Jakob Ernst; dreiundvierzig Jahre alt; katholisch; Witwer. Von Jugend auf in Starnberg Fischer und Dekonom (Bauer, würde der Norddeutsche sagen). Zum Militär brauchte ich nicht, weil ich allein war, auf dem Anwesen Alles sonst ausgestorben, und weil ich mit dem Gehör nicht so recht in Ordnung bin. Taub? Nicht ganz. Aber schwerhörig. Also müssen wir laut sprechen. „Den Fürsten Philipp zu Eulenburg kenne ich seit ungefähr sechsundzwanzig Jahren. Als ich ihn kennen lernte, war er Rath bei der Preussischen Gesandtschaft in München und verlebte fünf oder sechs Sommer in Starnberg. Da habe ich ihn täglich auf den See hinaus gefahren. Ob ich mit ihm 1882, um Mariae Lichtmeh, bei Riedel war, weiß ich nicht mehr. Ist zu lange her. (Ist aber wahr, ruft der Milchhändler; wird dem jüngeren Mann gegenübergestellt und spricht: Der ist's; ganz bestimmt. Der Fischerjockl kam mit dem Grafen zu Eulenburg auf meines Stiefvaters Hof, suchte mich dann in der Bierwirthschaft und blieb bei dem Grafen, als Der mich mit einem Zweimarkstück weggeschickt hatte.) „Was hier gemeint ist, weiß ich. Kann aber nichts aussagen. Mir is geschehn. Mit mir hat der Fürst nichts

Unrecht gemacht. Gar nichts. Auch keine Andeutung, ich solle ihm was zu Liebe thun. Nie hat er mich auf schlechte Art angefaßt. Nie gestreichelt, geküßt, um den Hals genommen. Nie von Schmutzereien geredet. Auch, meines Wissens, mit Anderen nicht. Ich habe niemals Schlechtes von ihm gehört; all die Jahre nicht. Das nehme ich auf meinen Eid. Freilich. Warum denn nicht? Nein: ich halte nicht zurück; bleibe streng bei der Wahrheit. Geschwätzt ist ja über uns worden. Aber ohne Grund. Wie die Leute so sind: weil der Graf gut zu mir war, sollte Schlechtes dahinter stecken. Was Besonderes habe ich von dem Fürsten nicht gehabt. Meine Kinder? Ja, die bekamen zu Weihnachten Spielzeug, auch wohl Geld. Das verdros die Nachbarn. Und so wurde geredet. Aber mit mir hat der Graf nichts vorgehabt. Nir ist geschehn. Nir."

Die Rede strömt nicht; fließt auch nicht ruhig dahin. Tröpfelt jetzt und überstürzt sich jetzt in ängstlicher Hast. Aengstlicher? Ein Bauer, vor Gericht, in solcher Sache: kein Wunder, daß er nicht so sicher und ruhig redet wie auf seinem Hof, in seinem Kahn. Kein Verdachtsmoment, daß er sich Alles abfragen, jedes Erinnern aus dem Fuchsbau seines Mißtrauens ausgraben läßt. Nur mit dem Gericht nichts zu thun haben: denkt auch der Unschuldige. Oberlandesgerichtsrath Mayer saßt den Fischermeister sanft an. Spricht zu ihm wie ein gütig mahnender Vater. „Nicht wahr: Sie verschweigen uns nichts? So unangenehm es Ihnen sein mag: die Wahrheit muß heraus; wir haben das Recht, sie zu fordern.“ Glaubt er dem Zeugen? Kein Zug in dem stillen Antlitz, nicht die winzigste Lonschwingung verräth's. Nun darf Justizrath Bernstein des Fragerrechtes walten. Und sogleich ist's, als spüre der Zeuge das Nahen, auf leiser Sohle, des Feindes und sehe des Wesens Festung in Vertheidigungszustand. Die linke Hand bohrt sich in die Toppentasche (die Bewegung des Luches läßt mich erkennen, daß die Finger nicht ruhig liegen); die rechte ist auf dem Rücken geballt (und ich sehe sie zucken, sehe, wie der braune Daumen die Innenhaut des Zeigfingers ruhelos reibt). Soll, nach uraltem Bauernaberglauben, der Eid „kalt“, unwirksam gemacht, aus der hohlen Hand in des Teufels Küche gewiesen werden? Der Kopf, graugelb unter dünnem Haar, neigt sich vor, als wolle er früh des Nahenden Absicht erspähen. Manchmal entballt sich die sichtbare Faust und die Finger umspannen die Dhy-muschelwand. Schwerhörig: Das dürfen die Herren vom Gericht ja nicht vergessen. „Herr Ernst, wissen Sie, wo Fürst Eulenburg sein Gut hat?“ „Freilich. Liebenberg heißt's. Zweimal war ich dort; oder dreimal. Zuerst 1888. Der Graf hatte mich eingeladen. Ich sollte für ihn fischen.“ „Hatte er denn dort keinen Fischer?“ „Freilich. Er meinte nur, ich verstehe mich besser drauf und könne sei-

nen Mann noch Etwas lehren.“ (Unwahrscheinlich. Im Starnbergersee wird die Fischerei anders betrieben als in der ufermärktischen Großen Lanke. Jeder Sachverständige weiß es. Der Punkt wird aber nicht berührt.) „Die Reisen hat Graf Eulenburg bezahlt?“ „Freilich. Auch extra noch für die Fischerei. Ich hatte ja all meine Nege mit und arbeitete für ihn.“ „Haben Sie sich mit dem Grafen, dem Fürsten geduzt?“ „Das wär' noch schöner! Er sagte zu mir Du, aber ich nicht zu ihm.“ „Sie waren doch sehr vertraut miteinander. Hat er nicht, zum Beispiel, mit Ihnen am selben Tisch Kaffee getrunken?“ „Ich wo denn! Das heißt: auf der Terrasse des Hotels Bayerischer Hof ist's vorgekommen; aber nicht im Zimmer des Fürsten. Da giebt's nir.“ „Sie haben heute ein Haus. Das zum Kauf oder Bau nöthige Geld hat Ihnen der Fürst gegeben?“ „Rein. Die zwölftausend Mark, die ich brauchte, hat mir die Mutter des Fürsten geliehen; nicht geschenkt. Als der Fürst dann die Villa in Starnberg kaufte, wurde mir das Geld gekündigt und ich mußte es zurückzahlen. Erst dachte ich, er solle es mir geben; doch meinte er, ich solle mich an seine Mutter wenden. Da habe ich's halt probirt; er hat für mich gebeten und sie hat es mir gegeben. Nach der Kündigung habe ich's dann zurückgezahlt; ich hatte zehntausend Mark erheirathet und zweitausend erspart.“ (So wars nicht. Als ein Starnberger, der mit Getreide handelt, die auf Ernsts Anwesen lastende Hypothek gekündigt hatte, wandte der Fischerjockl sich an den Grafen Eulenburg, der, angeblich von seiner Mutter, ihm das Geld verschaffte; ohne jede Sicherung; gegen drei Prozent Zinsen, deren Zahlung noch nicht nachgewiesen ist. Die Wittigst seiner Frau, einer Waise aus Wengen, gab Ernst in die Bank. Antwortete auf die Frage, ob ers nicht zur Rückzahlung des Darlehns benutzen wolle: „Nein; der Zins, den die Bank mir zahlt, ist um ein halbes Prozent höher als der, den ich dem Grafen zu zahlen habe: also verdiene ich, wenn ich das Darlehn behalte.“) Wunderlich. Ein Fischer trinkt mit einem Grafen von der Preussischen Gesandtschaft Kaffee, wird aus Oberbayern von ihm mehrmals in die Ufermark geladen, erhält von ihm oder doch unter gräflicher Bürgschaft ohne jede Sicherheit zwölftausend Mark. Alles in Ehren. „Sie haben mit dem Fürsten auch Reisen gemacht?“ „Freilich. Wann er ins Gebirg ist, bin ich mit ihm. Machte ihm, so zu sagen, den Diener. Pußte seine Kleider und sorgte für ihn.“ „Damals lebte Ihr Vater noch. Sie waren Fischerknecht. Hatten Sie denn Zeit und Schick zu solchem Dienst?“ „Mein Vater kam bei der Fischerei auch ohne mich aus. Das war nicht schlimm. Der Fürst konnte mich brauchen. Deshalb ging ich mit ihm. Das Bißchen Kleiderpußen lernt sich schnell. Bezahlt? Na, mit dem Bezahlen wars nicht gar so gefährlich. Aber ich habe ein Stück von der

Welt gesehen.“ „Welches Stück?“ „Wir waren in Garnisch, in Meran . . . Auf Anderes kann ich mich nicht besinnen.“ „Haben Sie den Fürsten auf der Reise auch aus- und angefleidet?“ „Freilich. Ich machte halt den Kammerdiener.“ „Hatte er keinen?“ „Doch. Der wurde nach Haus geschickt. Der Fürst fand mich brauchbarer.“ „Den Fischernecht? Schön. Hat er Sie geküßt? Ist er zärtlich mit Ihnen gewesen? Wollte er Sie zu geschlechtlichen Sachen verführen?“ „Woher denn!“ „Ich bitte Sie um eine bestimmte Antwort: Ja oder Nein?“ „Nein . . . Die starnberger Villa des Fürsten ist noch unter meiner Aufsicht; ich bin der Verwalter. Ihn selbst habe ich in den letzten Jahren nicht mehr gesehen. Da giebt's nix. Was die Leute auch reden: der Fürst kann mir nichts nachsagen und ich kann dem Fürsten nichts nachsagen“.

Das ist's. „Der Fürst kann mir nichts nachsagen und ich kann dem Fürsten nichts nachsagen.“ Bei jeder gefährlichen Wendung des Verhörs schlängelt der Satz sich von der Lippe. Niemand hats gesehen. Nicht Einer wenigstens, der nicht, als zugehörig, Grund genug hat, seine Zunge zu hüten. Wenn wir einander nicht belasten, giebt's keine Gefahr der Entdeckung. Er sagt nichts, ich sage nichts; und wer meinen Eid etwa anzweifelt, wird doch dem eines Fürsten und Adlerritters trauen. So arbeitet dieses Gehirn; assoziiert es im Gangliondunkel die Möglichkeiten. Der Kumpf beb't nicht. Der braune Daumen reibt die Innenhaut des Zeigfingers, dessen Nachbarn sich in den Handteller graben. Ein Alltagsmittel, um die Nerven zur Ruhe zu zwingen. Im Gramen macht man's so; beim Zahnarzt; auf dem Strohhstuhl des angeklagten Sünders. Jakob Ernst will gelassen scheinen. Gelingt's? Das Lächeln hält noch und die Augen mühen sich, spöttisch zu blicken und dem Ausfrager zu sagen, was die Zunge verschweigen muß: „Redst damisch daher, Tropf Du, eisälter.“ Wer scharf hinschaut, ahnt in dem ganglion ciliare aber die Furcht, hinter dem pupillariſchen Spottversuch die bange Frage, was die nächste Minute wohl bringen könne. Aus der Unterlippe scheint jeder Blutstropfen gewichen. Bläß hängt sie und zittert. Zittert nur stärker noch, sobald der Zeuge sein Gemurmel unterbricht. Und drüber das erzwungene Lächeln. Wie über einem welk sich bräunenden Blatt ein fröstelnder Strahl der Herbstabendsonne. Mich dauert der Mann. Ich weiß, daß ein Herzleiden ihn quält. Was mag sein Innerstes heute ausstehen? Setzt darf er sich neben Riedel setzen.

Der dritte Zeuge. Baumeister Joseph Fischhaber aus Starnberg. Ueber Eulenburgs Intimität mit Ernst ist schon vor einem Vierteljahrhundert am See Allerlei gemunkelt worden. Noch mehr, als im vorigen Jahr die Prozesse gegen Harden ansingen. Bestimmtes weiß der Baumeister nicht. Ein-

mal, als ein Starnberger Arges andeutete, zog der Fischerjockl sein Messer, stieß es in die Wirthshausstischplatte und schrie aus rothem Kopf, den Nächsten, der ihm so komme, werde er vor den Richter schleppen. Ernst ist ein angesehener Mann, dem der Zeuge nichts Böses zutraut. Solchen Verkehr unter Männern kann er sich überhaupt nicht vorstellen. Als er nach siebenjähriger Abwesenheit aus München heimkam, hörte er, daß Gulenburgs Garten das „Spinatgärtl“ genannt werde. („Spinatstecher“ nennt die münchener Gegend die Herren, die vom Mann heißen, was dem Normalen das Weib gewährt.) Dabei wurde auch wiedervon Ernst gesprochen. Herr Joseph Fischhaber nahm für einen Wig. Kann also nichts Erhebliches bekunden. Die Nerven der Hörer entspannen sich. Redakteur Städele ordnet Auschnitte, die er auf gelbes Papier geklebt hat. Gulenburgs Anwalt stützt müde das Haupt und deckt mit der anderen Hand ein Gähnen. Ich bedenke, wie sinnvoll, wie expressiv diese Bauernnamen sind. Fischhaber: uralte Geschlechter fleißiger Fischer winken von solcher Wesensfirma her. So lange man Fische hatte und die Fangarbeit nicht scheute; ließ sich leben. Nun steht ein Starnberger Fischhaber hier und muß, vor Gericht, die Spinatgartenschande ausspreiten.

Pause. Vor der Einlaßthür in der Mariahilfstraße knäueln sich Cigaretten werden angesteckt; Meinungen ausgetauscht. „Was sagen Sie zu unserem Maner?“ „Mit all seinen Vorstrafen ist dieser Riedel ein Prachtkerl. Der Prototypus des ungebändigten oberbayerischen Bauern von unausrodbarem Rechtsgefühl.“ „Bernstein war anfangs matt. Wenn er so durch die Zähne murmelt, will er nicht recht.“ „Oder thut, als ob er nicht wolle.“ „In Riedels Aussage ist jedes Wort wahr; jedes im Saal von Jedem geglaubt worden. Und was von Ernsts Vorwänden haltbar ist, fühlt ein Blinder doch mit dem Krückstock. Aus is.“ Darin stimmen alle Urtheile überein. Wirklich aus? Ich sehe schon die berliner Berichte. „Ein Fall. Ein Vierteljahrhundert her. Der Zeuge ein vielfach vorbestraftes Subjekt. Der andere, ein angesehener Mann, hat allen Advokatenkniffen Stand gehalten und mit der größten Sicherheit für den Fürsten ausgesagt. Das Manöver ist also mißlungen.“ Die Sippe kennt Ihr Bajuwaren nicht. Auch nicht die Verästelung der Kinädeninternationale, die in der Presse ihre Geschäftsführer hat. Noch ist's nicht aus. Wenn wir auf diesem Fleck bleiben, muß die Leporelloliste, die meine Zeugen aufzählt, morgen ans Licht. Staatsanwaltschaft und Untersuchungsrichter werden ihre Pflicht thun. Sehen aber von dem Vorurtheil aus, daß ein Fürst nicht falsch schwören könne; zu klug sei, um sich in solche Gefahr zu begeben. Ueber diesen Ball kommt man nicht leicht. Und dann steht der Zeuge im stillen Zimmer

vor dem Richter oder Kriminalbeamten, der am selben Tag vielleicht noch ein Duzend anderer Sachen erledigen muß und froh ist, wenn er den Namen des Vernommenen unter dem Protokoll hat. Wird nicht in die Enge getrieben noch vom wachsamem Ohr guter Freunde und getreuer Nachbarn kontrolirt und kann der weithin ruchbaren Falle ausbiegen. Schließlich muß es gelingen. Der Schuldbeweis ist zu dick und kann nicht verkrümeln. Noch aber liegt schwere Arbeit vor uns; und aus der Erholungsreise, die Eisenberg so ernstlich fordert, wird wieder nichts . . . Drei Stunden Pause. In die Stadt zurück. Wie durch Nebelschleier blickt das brennende Auge. Lautlos, wie über wattierte Schienen hin, scheint die Straßenbahn zu gleiten; das Ohr lauscht ins Innerste hinein und läßt von außen her keine Schallwelle durch das ovale Fenster ins knöcherne Labyrinth. Nun hält der Wagen. In die Odeon-Bar. Um diese Stunde ist überall leer. „Geröstete Nieren.“ Aus dem Gerichtshaus kommen wir, von der Zurüstung eines Scharfrichterwerkes: und schmausen. Geröstete Nieren.

Hastig und still. Die Magennerven langen nach Futter. Lebhaft wird das Gespräch erst beim Kaffee. Noch neun Zeugen. Trotzdem werden wir heute fertig. Ich zweifle. Ohne triftigen Grund hätte der Vorsitzende nicht eine so lange Pause verfügt. Gewiß hat Eulenburgs Anwalt darum gebeten. Am Zwölf muß die Aussage Riedels in Liebenberg gewesen sein. Wenn wir in die Au zurückkommen, ist des Fürsten Antwort wohl längst eingetroffen. Vertagung; weil er vernommen werden, das Zeugniß des Milchhändler entkräften will. Krank? Ist er, schon seit den Tagen des Tauschprozesses, immer, wenns an irgendeiner Ecke brenzlich riecht. Doch wenns die letzte Reise wäre: in solchem Fall macht selbst der Siechste sich auf die Beine. Auch kann er Gericht und Parteien ja zur Vernehmung nach Liebenberg rufen. Ein schöner Gedanke, sagt Bernstein; aber es kommt anders. Den vor Mayer als Zeugen: Besseres könnten Sie sich nicht wünschen. Der hütet sich aber. Ich wette, daß er nichts sagt und froh ist, wenn er nicht gefragt wird. Daß unser Oberlandesgerichtsrath daran gedacht hat, ihm Zeit zur Vertheidigung zu lassen, glaube ich. Der denkt an Alles. Doch da können wir lange warten. Wir sprechen das Vergangene durch. Die Komödie der Selbstanzeige, die ihn mein Belastungsmaterial kennen lehren sollte. Die Glissirungen des Herrn Laemmel (ders in Neukruppin unter förderndem Patronat früher als bei uns Kempner, Friedrich Ernst, Staub zum Geheimen Justizrath gebracht hat). Eines anderen Geheimen Justizrathes wiesbadener Drohruf, schon durch den Verdacht homosexuellen Empfindens fühle der Fürst sich gröblich beleidigt. Der erste, der zweite Eid; das Anerbieten des dritten. Nun steckt Keineses Fuß dennoch in der

Klemme des Fuchseisens. Das Tollste, meint der Dritte am Tisch, ist die Kuppel am Promenadeplatz; mir das Unverständlichste. Sind diese Leute auf ihre härtigen Liebsten denn gar nicht eifersüchtig, wie Unserens auf sein Mädels? Selten, muß ich antworten. Für diese Junft gilt vielfach noch die Sittensagung polyandrischer Zeit. Wie an der Sohle des Himalaja bei manchen Volksplitttern, gehört das Lustobjekt der ganzen Bruderschaft. Sobald eins eingefangen ist, wird geschrieben oder die Telephonkurbel gedreht: Neue Jagd! Warum soll der Bruder dem Bruder die allzu rare Freude nicht gönnen? Das Gefäß, dem ein Kindlein entbunden werden kann, mag Eifersucht bewachen. Der Urning ist auch unter der Erotensuchtel nicht (nach Schopenhauers Schlagwort) Dupe der Gattung. Von dem danziger Weltweisen, dessen Metaphysik der Geschlechtsliebe ohne die Nachwirkung der Luës vielleicht nicht entstanden wäre, darf man über Ewas Töchter kein unbefangeneres Urtheil erwarten als von einem anderen Verwundeten über den Feind, der ihm Arglosen den Lebensquell abdämmte. Ueber kinaidisches Wesen hat er ein paar gute Worte gesagt. Ich könnte Ihnen Briefe zeigen, in denen ein Freund dem Winkelantinous für die dem fernen Freund gespendete Zärtlichkeit dankt und den Kuß des Jünglings ersehnt, der ihn auf dem Pfühl des Geliebten erseht; Briefe hochgeborener Herren. Eine andere Welt als unsere; mit anderem Moralgesetz, anderen dominirenden Vorstellungen. Deshalb so oft auch die Reigung zu okkultur Wunderkunst, Magierthum, Spiritismus. Der Gott, der Schwefel und Feuer auf Sodom herabregnen ließ, der Heiland, dessen Apostel wider die Männerpaarung als wider die schwärzeste Geschlechtschande wetterten, taugen nicht für den Kult dieser Gemeinde. Die zu Heuchelei, zur Vergung der Gefühlsdominante auf Schritt und Tritt Genöthigten stellen sich manchmal fromm. Lüge ist ihre Ehe, die fremdem Blick als Spektakel und Weide gebotene Liebe zu ihren Kindern, der im Pflichtbett lieblos gezeugten Brut; warum nicht der himmelan schwellende Glaube? Alles ist, Wort, Geberde, Handlung, nur dem einen Zweck unterthan: die weit von der Norm abbiegende Wesenskurve zu verhüllen. Hier Der von heldischem Wuchs im Generalrock nahm ein Weib und schuf ächzend im Schoß der Ungeliebten die Frucht, auf daß Keiner ahne, an welchen mißduftigen Stallweizen die Excellenz sich ergöbe. Da erniedert Einer die erwachsenden Söhne zum Schauge-
 ̄rät, auf daß der Abganz des Yamittelglücks oen oammetnoen ̄seroachfuver-
 strahle. Der dort mit dem hohen Titel, aus altem Dynastenhaus, ist der Erste im Kirchengestuhl und scheint ganz in Andacht versunken; abends schleicht er im Reittnechtstittel um die Nothdurftstätten der Männer und lockt sich Kun-

den herbei: denn seinen kranken Trieb kuppelt wollüstig die Vorstellung, die heimliche Schuld sich bezahlen zu lassen, einmal doch im Wettbewerb gemeiner Menschheit den Preis zu erringen. Jedes unzarte Wort verlegt sie. Auf ihrer Lippe lebt nur das Ideal. Aus ihrem Auge leuchtet das Sehnen, auch den Nächsten auf die von ihnen erkletterte Stufe der Kalofagathie zu heben. Dicht unterm Auge aber saugen die Rüstern den Schweißgeruch eines wollenen Fischerhemdes oder Kommissarrockes wie ambrosischen Balsam ein. („Das herbige Hemd, das ich trug, hat am Promenadeplatz den feinen Herren so gut gefallen,“ sagte Niesel. Viel Grässeres hat Bollhardt bezeugt.) Das laute Bekenntnis zu Venus Urania würde Verdacht wecken. Lieber bleibt man drum im alten Glauben; klebt das Bekenntnis zu ihm an alle Säune und Mauerecken. Hinter den Plakaten ist Raum für tolerantere Götter. Der kränkelnde, in der schweren Schule der Verstellung scheu gewordene Sinn schweift über das seiner Brunst widerstrebende Diesseits hinaus; mag sich in einer Welt nicht bescheiden, die ihn als unfruchtbar und deshalb feindlich ablehnt, und sucht eine Vorsehung, die ihm gnädiger ist als das harte Gesetz der westlichen Sittenzone. Geister werden beschworen, Indiens und Griechenlands Götter herbeigefleht. Herr Edmund Zaroljmel, einst „Seiner Durchlaucht des Fürsten Philipp zu Culenburg-Hertefeld Privatsekretär“ (so stand auf der Karte), jetzt sein (ungern anerkannter) Eidam, laß aus Büchern vor, die er nicht kannte, mit dem Hinterkopf berührte, und war in den Fußstapfen der Frau Blawatsky ziemlich weit ins Nebelland des Esoterischen Buddhismus vorgeschritten. Ein Ragus aus Rumänien oder der Bukowina. Schon vor zwanzig Jahren schrieb Philipp an den „geliebten Freund“ Fritz von Farenheid, wie selig er sei, seit Fürst Rudolf Liechtenstein ihm die Gnadenpforte in den Okkultismus geöffnet habe. „Dieser selten begabte und hochinteressante Mann, an dessen Physis sich räthselhafte Erscheinungen fetten, bietet mir durch seine Glaubensgewißheit einer individuellen Fortdauer nach dem Tode so unendlich viel auf dem Gebiete der Religion, der Philosophie und der Mystik, daß ich nicht satt werde, mit ihm von seinen Erfahrungen zu reden. Räthselhafte Erscheinungen umgeben uns, Schriften entstehen, die so weit über der Anwesenden Können und Denken hinausgehen, daß das Einwirken einer höheren Intelligenz zur zwingenden Gewißheit werden muß; denn im täglichen, vertrauten Freundesverkehr ist jede Täuschung vollkommen ausgeschlossen.“ Klink ist dann weitergegangen. „Das Geheimnis des Geistes Emanuel.“ Spiritisten, Theosophen, Magier aller Sorten müssen herbei. Große Preußenherrscher werden citirt und gewahren politischen (auch, vor Dernburgs Großkreuzzügen, kolonialpolitischen)

Rath. Herr Jarolimek, der auf der Hochalm noch Zeit und Lust zu einem Tagebuch fand, schreibt uns eines Tages gewiß die Geschichte der liebenberger Seancen. Schon die Liste der Namen, der edlen Gäste würde verblüffen.

Aus dem Seitenpfad zurück auf die Hauptstraße. Eifersüchtig sind diese Herren meist nur auf Frauen gewährte, von Frauen erlangte Gunst. Männliche theilen sie gern. Niedels Kuppelgeschichte hat nichts besonders Auffälliges. Nidel war, während der Gesandtschaftssekretär sich an dem achtzehnjährigen Jakob Ernst legte, nur eine Episode. Wenn ein Anderer an dem stämmigen Feldasinger Gefallen fand: unter Brüdern wird nicht geknickert. Der Junft gebührt Mitleid? Sicher. Nur soll sie im Schatten bleiben. Nicht den jungen Trieb Gesunder vergiften. Nicht als Trägerin höherer Kultur auf uns herabsehen. Ihre Organisation meinerwegen zum Interessenschutz, nicht zum Angriff nugen. Mit ihrer angeborenen oder anerzogenen Unwahrhaftigkeit und Verhezungsucht, mit all dem süßlich parfümirten Wundertram, der die stärkste Instinktregung in Mysterien schleiern soll, nicht dahin drängen, wo sie gefährlich werden und ein tapferes, seiner Tapferkeit noch auf lange hinaus bedürftiges Herrenvolk sacht, ehe das Auge der Nation Etwas merkt, entmannen müßte. Dann heißt die Lösung: Kampf; auf Leben und Tod. Schon ist ein Theilchen der Kriegerkaste, das sichtbarste, zu weiblicher Bußsucht verführt. Schmückt Mancher die Hand und den Arm, die in Schlachtgewittern das Schwert schwingen sollen, allzu üppig mit Goldreifen und glitzerndem Gestein. Schenken Männer in festlicher Stunde einander Blumen. Tauschen Rosenamen und Küsse, die von Gethsemane her unter Männern doch in Verruf sind. Schnüren den Leib über der Hüftengegend und umschlingen so effeminirtes Mannsvolk zum Kasinoreigen. Das säuselt, klimpert, girrt, poetelt, tätschelt, hat im Hagestolzenheim, das dem Tarifeden einer Luxusdirne ähnelt, neben dem breiten Himmelbett das neueste Buch des just in die Mode gelotften Sexualmystagogen und strömt auf zwanzig Schritte die Wohlgerüche Arabiens aus. Müssen wir einen Kriegssturm ersehnen, der diesen schwülen Spul mit eisigem Athem wegsegt? Soll der Schoß deutscher Frauen aus edel gezüchtetem, unerlöschpitem Stamm verdorren, weil dem Herrn Gemahl Ephebenfleisch besser schmeckt? Empfindet Jeder denn nicht die Verleitung auch nur eines Soldaten oder anderswo fronenden Burschen zu solchem Gräuel als eine nationale Schande? Det verdient nicht besser. Eine nationale Gefahr ist abzuwehren. Discite, moniti! Und wähnt nicht, Ihr Blinden, daß wir schon am Ende der Arbeit sind.

Halb Drei. Und was wird aus Jakob Ernst? Der Justizrath fältelt die Wangen. Viel Hoffnung scheint ihm da nicht. Der Zischermeister sicht um seine

Existenz, um Alles, was er durch Fleiß, Redlichkeit, äusseren Anstand in Jahrzehnten erworben hat Drum muß man ihn, sage ich, lehren, daß er in diesem Spiel noch höheren Einsatz verlieren kann. Bisher hat er die Wahrheit gehehlt. Sind wir darüber einig? Gut. Und ein Zeuge, der vor einem unbefangenen das Recht suchenden Tribunal, vor einem Musterrichter gar unter seinem Eid auszusagen hat, soll nicht zu offenem Eingeständniß zu bringen sein? Schon recht; gerade der Musterrichter würde aber eine lange Schinderei des Zeugen nicht dulden; übrigens bin ich mit mir selbst noch nicht schlüssig. Und ich nicht so anmaßend, Ihrer Erfahrung Rath aufdringen zu wollen. Schinderei wäre mir selbst widrig. Doch vormittags haben Sie, dünkt mich, den Mann nur mit sanfter Hand angefaßt. Das war vernünftig. Jetzt wankt er. Ein Stoß: und er fällt. „Der Fürst kann mir nichts nachsagen und ich kann dem Fürsten nichts nachsagen“: noch glaubt er sich von dieser Gewißheit bis ans Ende seiner Tage geschirmt. Sobald er zu fürchten anfängt, daß ihm dennoch Etwas nachgesagt werden könne (weils Einer gesehen hat oder ein Brief zum Verräther ward), stürzt die zurückgestaute Wahrheit über die Weinpfeifen der Mundschleuse. Im Eid ist ungeheure Wucht akkumulirt. Den Ruch der Männerminne wird Ernst doch nie wieder los. Die Last eines Meineides trüge sein morsches Gewissen nicht; die würde ihn früh in die Gruft drücken. Noch einen Versuch, Herr Justizrath. Nach Kiedels Aussage kann er gelingen. Ein Zeuge stützt den anderen; stiehlt ihm den Willen zur Wahrhaftigkeit, wie zur Lüge. Auch müßte ich mich auf die Physiognomie spottschlecht verstehen, wenn die Starnberger ihrem Gebatter nicht während der Pause in unserem Sinn zugelegt hätten. Das mühsam in die Backen geknitterte Lächeln barg ja kaum noch die schwarze Sorge... „Lassen Sie mich nur machen. Was möglich ist, geschieht. Ich will nur erst sehen, wie nachher die Luft ist. Versäumt wird nichts.“ So trennten wir uns. Für eine halbe Stunde nur.

Im Hotel Continental fällt der Blick auf den Schreibtischkalender. Ein- undzwanzigster April: Huttens Geburtstag. „Da laß' ich Jeden reden und lügen, was er will; hält' Wahrheit ich geschwiegen, mir wäven Hulder viel.“ Ad liberos in Germania omnes hat sich Herr Ulrich gewandt; ob sein Leib auch siech war, aus nie feig erzitternder Hand den Würfel geschleudert. An die Reinigung. Was suchte ich in der Altenmappe doch am Morgen vergebens? Richtig: die Sätze aus Eulenburgs Farenheidbuch („Fünf Jahre der Freundschaft“), in denen Ernst erwähnt wird. Ich hatte sie abgeschrieben, um sie Bernstein fürs Plaidoyer zu geben, und den Zettel dann vergessen. Da ist er. Der über Alles geliebte Philipp schildert dem geliebten, theuren Fritz den Eindruck, den das bayerische Königsdrama ihm, dem Dichter, hinterließ:

„Es war von wunderbarem Interesse, diese unglaublichste aller Katastrophen der Neuzeit, gleichsam mithandelnd, zu erleben. Eingeweiht in die sich vorbereitende Staatsaktion, die den unglücklichen König entmündigen sollte, habe ich nachher die Ereignisse in Hohenschwangau miterlebt, wo der wahnsinnige König die Kommission zum Tode verurtheilte, die ihm seine Absetzung verkündigen sollte. Ich bin auch in der Nacht in Starnberg gewedt worden, als König Ludwig mit Dr. Gudden drüben in Berg tot im Wasser gefunden wurde. Niemals werde ich den Eindruck vergessen, als ich im Nebel des Morgenrauens mit meinem Fischer Jakob Ernst einsam über den See ruderte. Die Stille des Todes lag über Schloß Berg; und Leichenbläß, wie erstarrt, keines Wortes mächtig, standen die Diener auf dem Hof, in den Gängen, als ich mit klopfendem Herzen zu dem Zimmer eilte, wo der ‚mythisumpsonnene‘ König, ein wahnsinniges Lächeln auf den verblaßten Lippen, die schwarzen Locken kühn um die weiße Stirn wallend, tot soeben auf sein Bett niedergelegt war. Auf meine entsetzten Fragen erhielt ich kaum eine Antwort. Unzusammenhängende Worte stammelten die Anwesenden, wie vernichtet durch das Entsetzliche, das sich eben abspielte. Ich mußte mir selbst zusammenreimen, was geschah. Da lag im Nebenzimmer Dr. Gudden tot. Den Ausdruck düsterer Energie auf dem Antlitz (ich sah die Narbe auf seiner Stirn, die fürchterlichen Strangulationsmarken an seinem breiten Hals); er war von seinem König erwürgt, weil er ihn hindern wollte, sich selbst den Tod zu geben. Ich war der Erste, der im Tageslicht die Spuren des Kampfes am Scouter untersuchte. Da sah ich jenen Abdruck der Schritte des Königs, so tief unter der Wasseroberfläche, daß nur ein Mensch, der sich gewaltsam herunterdrückt, solche Spuren hinterlassen konnte. Niemals vermochte ein Schwimmender hier, an dieser der Mitte des Sees zugewendeten Stelle Spuren zu hinterlassen. Der Fliehende hätte rechts oder links das Ufer erreicht und ein sicherer Schwimmer, wie der König, keine Eindrücke tief unter der Oberfläche hinterlassen, wenn nicht die Absicht des Todes ihn beherrschte. Von der Stelle, wo deutlich die Spuren des Kampfes mit Dr. Gudden sichtbar waren, gingen die weiten, eilenden Schritte des Königs, senkrecht zur Uferlinie, in den Tod . . . Es trug diese Zeit in ihren gewaltsamen Eindrücken das Gepräge längst vergangener Epochen; man wählte, der Neuzeit nicht mehr anzugehören, angefichts der Gewaltthatigkeit der phantastischen Ereignisse. Ich habe Dir aus jenen Tagen viel zu erzählen; hier führt es mich zu weit.“

Der Mann schreibt nicht schlecht. Ein Bißchen schwülstig; im Stil pretiosen Damen, die im Hotel Rambouillet in der hintersten Reihe saßen. Manche Bilder sind abgesehen; manche gehen nicht zusammen, wie die Maler sagen. Und die Interpunktion ist merkwürdig mangelhaft. Immerhin: mehr Talent fürs Schreiben als fürs Politif. Da hats schon im Examen gehapert; und später fehlte es an Sighfleisch und Ernst. Auch an Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung, an Erkenntniß des aus dem Kreis der Möglichkeiten vom nächsten Bedürfniß Empfohlenen. Das Techtelmechtel mit Badeni und Thun war schlimm. Schlimmer, den Magyarenhochmuth so zu rizen, daß für Deutsch-

land nichts herauskam und die Bunde dann mit der Zringrede überpflastert werden mußte, die in der Hofburg verstimmt, dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus den Kamm schwellen ließ. Operettenpolitik hats ein strenger Kritiker genannt. Dilettantenpolitik möchte ichs, milder, nennen. Poesie, Musik, Spirits, Antinouskult, Zndermagie, Germanenmythos, Gesundbeterei, Edda und Eddy: Das irrlichtelirt und stümpert durch alle Künste hin, alle Kulturen, holt sich die Reichskleinodien der Mythenheimath zum Spielzeug und pfsucht, wenn die Glocke zum Dienst ruft, zwischen einer Seance und dem Besuch eines schlanken Buhlen, auch in die Politik hinein. In München, als junger Dachs unter Berthern, magß genügt haben. Freilich: „Eingeweiht in die sich vorbereitende Staatsaktion, die den unglücklichen König entmündigen sollte“? Seit wann eingeweiht? Der Chef in Berlin hielt die Staatsaktion für noch vermeidlich, den König für heilbar (und für den während der Minderjährigkeit des Reiches zuverlässigsten Wittelsbacher). Rieth ihm, den ein goldenes Kettchen festgemacht hatte, nach München zu eilen, die Truppen zu schaaren, im Reichsrath dem Volk sich als zur Regierung fähigen Herrscher zu zeigen. Rieth diesmal zu spät. War der junge Sekretär (den Rathstitel erhielt Eulenburg erst sechs Monate danach) früher im Geheimniß? Einerlei. Als Gesandter schuf er sich, in Oldenburg und im geliebten München (aus dem er Bismarcks Schwiegersohn weggejagt hatte), selbst Schwierigkeit. In beiden Städten umspann ihn auch schon das Sexualklatzgewebe. Als Botschafter in Wien: unmöglich. Der molktijche Eheskandal, die Millionen, die, nach wunderlichem Verkehr, Nathi Rothschild ihm hinterließ, die bis in die Räume der berliner Reichsfanzlei bespöttelte Intimität mit dem musikalischen Privatsekretär, das Keugeln mit den Polen (zu seinen Freunden hatte ein ihm besonders theurer Dziembowski gehört), kleines Alltagsärgerniß, das sogar die Vigilanten Gouchowitsch beschäftigte: ganz unmöglich. Dazu Taktfehler, Mißgriffe, abenteuerliche Pläne, die von Bedel und Lidnowitsch mit sprachlosem Staunen aufgenommen wurden und den zu romantischer Politik gar nicht gestimmten Holstein zwangen, mit schroffer Wendung sich von dem Skalden zu lösen. Am Ballplatz nahm Keiner den Fürsten ernst. Bald hieß es: Botschafter a. D. Auch: Ade, Politik?

In dem Brief, den er am siebenzehnten Juli 1886 an Farenheid schrieb, ist ein beträchtliches Stück seines Wesens zu wittern. Nach Ludwigs Tod hat er in Liebenberg Ruhe gesucht, statt den „geliebten, theuren Fritz“ in Beynuhnen ans Herz zu drücken. Halsentzündung. „Ich mußte entsetzlich leiden“: der übliche Superlativ. Er sehrt nach Starnberg zurück, wo seine Frau im Wochenbett liegt. Das Königsdrama hat ihm „unerhörte Aufregungen“ ge-

bracht. Frigens Schwester aber einen „herrlichen Brief“ über sein Gobineau-büchlein geschrieben. Unerhörte Aufregungen; die Frau, die stets gütig verzeihende Familienmutter aus dem schwedischen Haus der Grafen von Sandels, vier Tage nach der Entbindung. Doch in dem Brief an den geliebten, theuren Freund wird der Fischer Jakob Ernst nicht vergessen. „Mein Fischer.“ Der hat ihn an Ludwigs Todesstätte gerudert (just an die Stätte, wo dieser unselige König erstickt war). Rudert ihn täglich hinaus. Und vom Strandfenster eines Prinzenpalais sieht durchs Fernrohr Einer, was die Beiden im Boote treiben. „Kramilla“. Ein Mann ohne Nerven; trotz der Behleidgeit. Das Gewissen hat dieser Enkel Samuels von Hertefeld sich früh weggedrückt. Sonst fände er sich zwischen der Frau, den Freunden und seinem Fischer nicht so leicht zurecht. Schritte er nicht gerade aus Jakobs Kahn ans Lager dieser Königsleiche. Rüstigen Fußes. „Ich fühle mich ungleich wohler, körperlich und geistig, als im vergangenen Jahr“: elf Tage nach den „entsetzlichen Leiden“, drei Wochen nach den „unerhörten Aufregungen“ schreibt er. Worte; immer Worte nur. Mit seiner dienstlichen Leistung ist er „nicht unzufrieden“. Wars nie; auch wenn der Gnädigste derb den Kopf geschüttelt hatte. Und den Politiker, der „die unglaublichste aller Katastrophen der Neuzeit“ erlebt, den Gatten, den verfrühte Wehen in eine fast zu enge Wochenstube gerufen haben, unterbricht geschwäzig stets wieder der *homme de lettres*. Daß der Bayernkönig nicht warten konnte, bis das Drama „Seestern“ vollendet ward! „Ich war bei bester Stimmung und Disposition.“ Nun kommt der letzte Akt dran. Und eine Novelle. „Eine Aufzeichnung meiner Erlebnisse bin ich im Begriff zusammenzustellen.“ „Ein neues Balladenheft bin ich im Begriff zusammenzustellen.“ Ist Dieser noch echter Empfindung fähig? Hat er nicht nur entlehnte Gedanken, Gefühle? *L'esprit d'autrui*, das Mimenvermöge? Ein ungemein begabter Schauspieler; Tragoede, Komöde; je nach Bedarf. Keine Persönlichkeit (auch nicht in seiner nordischem und südlichem Muster nachgeahmten Literatur und Komposition, die gedruckt und gekauft wird, weil ein alter Preußenname sie deckt). Keine Eigenwärme. Noch die überschwingende, übersprudelnde Rede fühlt sich eiskalt an; funkelt manchmal wohl (von geliehenem Glanz), wärmt aber nie. Das Auge will eines Schwärmers scheinen und erinnert doch ans unheimliche Glohen stacheliger Raubfische. „Augen, die Einem das beste Frühstück verderben könnten“, sprach der Feinschmecker in Friedrichruh. Und meinte Diesen, als er das Wort vom Hyänenauge über den Tisch warf. Der hat nie eine Sache um ihrer selbst willen betrieben. Nie eine Sache gewollt. Immer nur sich; seinen Vortheil.

Den fand er im dichtesten Nebel. Den erspähte er über Dzeans Weite hin. Juli 1886. Noch lebt der alte Kaiser mit seinen Soldaten. Der Kronprinz strotzt von männlicher Kraft. Ist Graf Philipp, der überall Fädchen anknüpft, oben und unten, auch hier schon im Esoterikergeheimniß? Verrieths ihm ein Magiermenetekel? Er heftet sich an den Herrn der Zukunft: und ist, mit seinen Amuseurkünsten und Amateurwissenschaften, mit seinen mannichfachen Hofmannstänten, der Weisheitallure und Schwärmerektase, dem darbandenden Thatendrang willkommen. Ein Idealist. Draußen fröstelt man in all der Realpolitik. Im Elternhaus gehts gar zu englisch nüchtern zu. Rationalismus und kein Ende! Auch einmal die Probe von dem Gegentheile. Von Farenheids Skulpturensammlung, Gobineaus Rassenlehre, Valigands Wagnervereinsfektion, Dörnbergs Erlebnis in Japan, Liechtensteins Geistercitirungen wird erzählt; Dziembowski's „unbeschreiblich liebenswürdiges“ Wesen als Polenerbe erklärt; eine Wikingerballade, ein Rosenlied vorgetragen; über Architektur geplaudert; ein Schatten beschworen. Wie ein zwischen Britenfräuleintrömene geschleudertes Band Hugo oder Dumas wirkt es hier: der Wunderhof thut sich auf; Monte Christo steigt aus der Gruft in den Rachen. Graf Philipp war in Afrika. Hat von den Heiligen Stätten eine Reliquie in die hertefeldische Kunstherberge heimgebracht. Ueberreichlicher Stoff für dienstfreie Stunden. In Schlobitten oder Bröckelwitz hat Eberhard Dohna ihn dem Prinzen Wilhelm empfohlen. Der lädt ihn nun nach Reichenhall. „Der Prinz zeichnet mich durch Vertrauen aus und es macht mich stolz und glücklich, daß dieser herrliche Mensch Gefallen an mir findet! Ich hoffe für Preußens Zukunft unendlich viel von ihm. Seine Klarheit, seine Energie und der Reiz seines unbeschreiblich eigenartigen Wesens machen ihn zu einer ganz außergewöhnlichen Erscheinung. Er hat enthusiastische Freude an meinen nordischen Balladen und mir die Ueberraschung bereitet, eine meiner Balladen, „Atlantis“, zu illustriren! Er hat ein schönes Talent für die Malerei.“

So hats angefangen. Vier Kanzler haben gestöhnt. Der ufermärkische Taufendkünstler behielt stets einen Trumpf in der Hand (oder im Aermel). Im Herbst schien er tot. Ist er jetzt zu dauerndem Leben erstanden?

Die vierte Tagesstunde ruft zurück in die Au. Bernstein hätte seine Bette gewonnen: kein Wörtchen aus Liebenberg. Wozu? Wer so mächtig ist, lädt die Dinge an sich kommen. Den Milchhändler kriegen sie in Berlin schon klein. Und wenn der Herr Harden mehr wüßte, wäre er vor dem Landgericht damit angerückt. Der wird eingesperrt und von verschleimten Preshpäderasten bespien; sein Bertheidiger folgt ihm hinters Eisengitter: und die liebe Seele des letzten

Idealisten hat wieder Ruhe. Mein Fischer? Der plaudert nicht. Dem könnten sie das Hirn entschälen, bis ins Spinalsystem hinein leuchten: und fänden nichts, was gegen mich je zu brauchen wäre. Ich habe geschworen. Dr. juris Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels, Erblisches Mitglied des Preussischen Herrenhauses, Kaiserlicher Botschafter, Wirklicher Geheimer Rath, Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Wer wagt, Rittermann oder Knappe, mit schnödem Zweifel meinen Schwur anzutasten? Den Wappenspruch *Constantia et virtute* zu höhnen? Standhaft und tugendsam war ich immer. Auch vorsichtig. Ein Doctor juris schwor den Eid.

Friedel, der Blumenhändler, der bei den Chevaulegers gedient hat, bestätigt Punkt vor Punkt Niedels Durchbrennergeschichte. Auch den stumpfen Vorstoß eines Bezirkskommissars, den der Vorsitzende, um nichts zu versäumen, geladen hat, wehrt der aufrechte Milchmann ohne besondere Mühe ab. Er hat die Behörde behelligt, doch nichts Uebles gethan. Der beamtete Leumündzeuge trägt keine Mehrung des Ansehens heim. Die Stimmung will schon ins münchenerisch Lustige umschlagen. Ein abgestochener Kommissar: eine Heß! Da bittet der Justizrath Bernstein, mit höflicher Stimme, in ders von fern her aber schon gewittert, an den Zeugen Jakob Ernst noch ein paar Fragen richten zu dürfen. „Bitte!“ (Im Ton liegt: „Sie verschwenden Ihre Kraft; aber ich will Sie nicht hindern.“) Scharren. Käuspern. Stuhlrücken. Dann wirds im Saal mäusehenstill. Das letzte Aufgebot naht.

„Wollen Sie noch einmal vortreten, Herr Ernst!“ Da ist er. Scheint noch immer gelassen. Die Haltung wie zuvor. Genau; als wäre sie vor dem Spiegel eingeübt. Auch das Lächeln und der Wille zu spöttischer Ueberlegenheit ist noch nicht geschwunden. Doch die Gesichtsfarbe ist noch fahler; und die Unterlippe hängt bläulich und zittert von schnellerem Puls. Der Eid? Freilich: auf den nimmt er auch, was er jetzt sagen wird. Ist ja die Wahrheit. Der Justizrath müßte wissen, wie es mit den zwölftausend Mark gewesen ist. Ist das Darlehn wirklich, in barem Geld, zurückgezahlt worden? Ein gedeckter Laut, der ein Ja sein könnte; hastiges Nicken giebt ihn dafür aus. An die Mutter des Fürsten? Freilich. In barem Gelde, Herr Ernst? Fr... Das heißt: in Papieren. Gut. Mit der Aufzählung der Papiersorten will ich Sie nicht quälen. Ein anderer Punkt. Sie sind mit dem Fürsten gereift. Wie oft? Ja, meiner Seel', so genau weiß ichs, nach zwanzig Jahren, nicht mehr; sechsmal, denke ich, oder achtmal; kann aber irren. (Unsicherer als vorher also; draußen haben sie gewiß von der Fährniß beeideter Aussage gesprochen.) Ein starnberger Fischer, der mit einem preussischen Grafen, dann gar mit einer Durchlaucht reift, sollte sich solcher

Erlebnisse rascher erinnern. Wo waren Sie mit dem Fürsten? Die Hand tastet nach der Schneckenhöhle des Ohres. Schwerhörig; bitte, zu bedenken. (Die unrichtig beantwortete Frage war eben falsch verstanden worden. Bauernschlauheit oder Rathschluß von der Höhe?) Wo Sie waren, möchte ich wissen. In Garmisch; in Meran. Hab's eh schon gesagt. In Liebenberg. Weiter. Ja, auf der Durchreise in Berlin. Fünf Tage lang. Ich sah mir die Stadt ordentlich an; und der Fürst hat natürlich gezahlt. Ich sollte ja für ihn fischen und seinen Fischer unterrichten. Sonst nirgends? Zürich fällt mir noch ein. Nun ist's wohl völlig; aber ich kann den einen oder anderen Ort vergessen haben. (Unvorsichtig. Ernst hat lebenden Nachbarn von der Riviera, von Rom, besonders oft und anschaulich von Egypten erzählt. Wenn die Leute vorträten und es bezeugten, stünde es um den Glauben an seine Wahrhaftigkeit schlecht. Der Justizrath bedrängt ihn aber nicht; läßt ihn ruhig gehen und müht sich um sanfte Tonart.) Sie sagten, der Fürst habe Sie als Kammerdiener mitgenommen? Freilich. Hat er seine Diener heimgeschickt? Nicht doch. Die blieben in Starnberg. Warum zog er Sie vor? Weiß nicht. Werde ihm wohl gefallen haben. Das, konnte ich mir denken, ist seine Sache und geht mich nicht an. Ganz richtig. Nur (ich will Ihnen nicht wehthun und Ihre Tüchtigkeit nicht bezweifeln) ist immerhin auffällig, daß ein verwöhnter Herr einen Fischerknecht dem erprobten Kammerdiener vorzieht. Mag schon sein. Hat er, bevor er Sie engagirte, denn gefragt, ob Sie sich drauf verstehen? Das weiß ich heute nicht mehr. Möglich, daß er gefragt hat; möglich, daß er's nicht that. Aufgefallen ist Ihnen nichts dabei? Was sollte mir denn auffallen? Er konnte mich brauchen und ich wollte die Welt sehen. Sie leben lange in Starnberg; kennen Sie einen ähnlichen Fall? Ich meine, ob Ihres Wissens schon einmal ein Fischerknecht als Kammerdiener mit einem Grafen oder Fürsten auf die Reise gegangen ist. So vom Fleck weg kann ich da weder Ja noch Nein sagen; ich habe geschworen. (Wieder das Angstsymptom.) Denken Sie nur in aller Ruhe nach. Wir haben Zeit. Nein. Einen anderen Fall, einen, wo es auch so lag, weiß ich nicht anzuführen. Aber der Fürst kann mir nichts nachsagen und ich kann dem Fürsten nichts nachsagen; und auch die Leute können nichts beweisen. (Da ist's heraus. Beweisen: so hat er vormittags nicht geredet. Aber beweisen können nur wir Zwei einander was. Keiner sonst. Was die Leute tratschen, gilt nicht gegen unsere Eide.) Unfaßbar in seinem Gehäus.

„Ich glaube nicht, Herr Justizrath, daß wir viel weiter kommen.“ Diesmal spricht's der Oberlandesgerichtsrath aus. Dann, zu dem Zeugen: „Herr Ernst, Sie sind ein verständiger Mann, der seine Pflicht kennt. Sie dürfen

nichts, was zur Sache gehört, zurückhalten. Die Folgen wären sehr arg für Sie. Wollen Sie noch Etwas sagen?" Ich hab' mir mehr zu sagen. Was ich zu sagen hatte, hab' ich gesagt. „Herr Justizrath, geben Sie's auf?" „Ich möchte von dem Zeugen nur erklärt hören, warum gerade ihn, einen nur an grobe Arbeit gewöhnten Fischerknecht, der Fürst zu persönlicher Dienstleistung nahm, die doch gelernt sein will.“ Die Finger der rechten Hand, die Schwurfinger, krümmen und steifen sich hastig. Die Sucht, unbefangen zu scheinen, hat auch in den Rumpf Bewegung gebracht. Der windet sich wie in wirrem Traum. Der Kopf wippt nach vorn; neigt sich auf die Seite. Die Schultern heben sich. Nun ist's, als reckte der Mann sich auf die Beine. Nur einer Fettspur gleicht noch, was vorher ein Lächeln war. Bernstein tritt dicht neben ihn. „Herr Ernst, ich will Ihnen Etwas sagen. Der Herr, der hier sitzt, ist mein Klient. Der soll, auch mit wegen des Fürsten Eulenburg, eingesperrt werden. Der ist auch ein kranker Mann, wie Sie. Wenn Sie jetzt die Unwahrheit sprechen: früh oder spät kommt's doch heraus; und, so leid mir's thut, ich bringe Sie dann ins Zuchthaus.“ Auge in Auge. Ganz ruhig; fast zärtlich. Dennoch: der Blick des Fischermeisters wird stier; irrt nun von den Richtern zu diesem Ankläger, von ihm zu den Richtern zurück; möchte aus der Höhle ins Erdreich fliehen: und muß den Augenpaaren, die ihn suchen, Stand halten. „Warum?“ „... Ja... Das sind so Sachen...“ „Von den Sachen wollen wir reden, Herr Ernst!“

Der Richter ist aufgestanden. Ragt mit dem Barrett bis ans Gebälk. Der Größte im Saal. Auch der Weiseste. Der sicherste Menschenbehandler. Ein Richter. Er winkt den Fischermeister dicht vor den Gerichtstisch. Will er ihn hüten? Will strafen? Wie ein Kindchen ist der Starnberger nun in der Hand dieses Starcken. „Ernst! Der Herr Justizrath hat da vom Zuchthaus gesprochen. Das war nicht so gemeint. Nicht als Drohung. Sollte nur heißen, daß er selbst eine schwere Pflichterfüllung nicht scheuen würde. Das dürfen wir Alle nicht. Sie auch nicht, Ernst. Niemand bedroht Sie hier. Niemand will aus Ihnen herausholen, was nicht in Ihnen ist. Niemand kann und darf es. Hier kommt Jeder zu seinem Recht. Jeder auch zu seiner Pflicht. Ich verstehe ja, daß es Ihnen nicht leicht werden könnte, die Wahrheit zu sagen, wenn diese Wahrheit so wäre, wie Mancher in diesem Saal glaubt. Sie sind ein geachteter Mann, haben Kinder: und müßten nun unsaubere Geschichten ausgraben. Das Leben erspart uns so schwere Stunden nicht immer, Ernst. Es muß sein. Sie haben uns schon viel Geduld und Lungenkraft gekostet. Ueberlegen Sie. Wollen Sie eine Pause? Jetzt sind Sie erregt. Man soll nicht sagen, hier sei in Sie hineingepulvert worden. Das kommt auch vor. Viel kommt

vor. Beruhigen Sie sich zuerst einmal. Wenn Sie als anständiger Mann handeln, kann Ihnen nichts geschehen. Wollen Sie für eine Viertelstunde hinaus? Langsam gurgelt hervor: „Ich brauch' keine Pause.“ Still steht der Richter. (Eines Holbein Haltung und Haupt.) Unter flammendem Auge tönt es nun gütig, fest, zum Bittersten entschlossen: „Ich muß jetzt Ihre Vernehmung abschließen. Zum letzten Mal bitte ich Sie, wahrhaftig zu sein. Haben Sie wirklich weiter nichts zu sagen, so that unser wiederholtes Mahnen Ihnen Unrecht. Wir sind Menschen und irren menschlich. Allwissend ist Einer nur. Der sieht, was Ihres Herzens Falte dem Licht birgt. Denken Sie daran, Ernst. Den letzten Richter betrügt Keiner. Noch Anderes müssen Sie bedenken. Wenn Sie als junger Bursche von einem vornehmen Herrn zu häßlichen Sachen verleitet worden sind: kein Rechtschaffener kann Sie darum schelten. Keiner, der je in Gefahr stand und sich selbst erkannt hat, wird's thun. Und die Anderen zählen nicht. Das offene Eingeständniß macht Sie der Achtung nur würdiger. Wenn Sie aber, geschähe es auch aus Scham, triebe Sie auch der an sich lobenswerthe Wunsch, einen Anderen, dem Sie vielleicht Dank schulden und der um sein Leben ringt, zu schonen, wenn Sie hier Falsches beschwören: Ernst, Sie wären für all die Jahre, die Ihnen noch bleiben, ein unglücklicher, friedloser Mann, der vor jedem Zufall zittern müßte; denn jeder Zufall könnte Sie in die Gefahr furchtbar strenger Strafe bringen. Noch ist es Zeit. Antworten Sie, ganz ruhig, wie Ihr Gewissen befiehlt. Ich frage Sie nur dieses eine Mal noch: Ist zwischen dem Fürsten zu Culenburg und Ihnen niemals etwas Unsitthliches vorgekommen?“ Man hört den Athem. Des Richtermeisters Rechte krallt sich, über dem Herzen, in die Brust. Wie in Wehen schüttelt er sich. Die Zunge strauchelt im trockenen Schlund; sucht sich an der Lippenwand einzuspeicheln und stammelt nun: „Jetzt . . . Gar nie . . . Das kann ich nicht sagen.“

Ich fühle, wie mir's aus dem Auge strömt. Unaufhaltjam. Die angewöhnte Reflexbewegung (so möchte ich's nennen) bleibt aus; das Gesicht neuz ins Taschentuch hülfe ja nicht. Wie durch feuchte Schleier sehe ich den Richtermeister. Sehe den bleichen, hohen Mann vor seinem Richterstuhl. Und kann nur denken, wie gut es war, das Gesicht von der Menge wegzuzehren. Auch der fliegt der Puls. Kein überlautes Wort ist gesprochen, Keiner majestätisch angewettert worden: und Jeder hat Unvergeßliches erlebt. Der Richter setzt sich. Noch bebt auch in ihm die Erregung nach. Die Mahnung, die inniges Pflichtbewußtsein ihm abzwang, hat einen Menschen getödet. Einen Mächtigen. Einem Kleinen die Altersfründe geschmälert. Er dämpft die Stimme; als sei eine Leiche im Haus. „Sprechen Sie, Ernst. Was also ist vorgekommen.“ Noch einmal bäumt sich die Kreatur. „Ich weiß gar nichts.“ Mancher

Richter wäre nun wild geworden. Dieser hebt nur den Blick. Misereor supradam. „Zu spät, Ernst. Sie können Keinen mehr retten. Der Stein ist im Rollen. Trachten Sie, daß er nicht auch Ihr Glück noch begräbt!“ Nun tröpfelt's wieder; wie vor der Mittagsstunde. „Wenn ich's dann sagen muß: wie die Leute reden, so war's. Wie man's nennt, weiß ich nicht. Er hat mich's gelehrt. Die Gaudi. Die Lumperei. Ja, keinen richtigen Namen weiß ich nicht. Wenn wir so hingefahren sind, haben wir's, im Rahn gemacht. Er hat angefangen. Wie hätte ich's wohl gewagt! Einem so feinen Herrn! Und ich wußte ja nichts davon. Zuerst fragte er, ob ich ein Mädcl habe. Da ging's dann weiter.“ Zweimal, dreimal noch der Versuch einer Retizenz. Nicht lange. Allmählich wird's klar: Einleitung und Verlauf ganz wie bei Riedel. Nur Jahre lang. Ekcl würgt das Mitleid. Ekcl vor dem Schänder ehrlich reisender Mannheit. Auch der Richter ist wieder ruhig. „Sie sehen, Herr Justizrath, man lernt nicht aus!“ Die Stimme klingt hell und ein liebenswürdiges Lächeln deutet die Worte: Zweimal wollte ich Sie hindern, das Verhör fortzusetzen; zweimal Ihnen wehren, der Wahrheit ans Licht zu helfen. Ich hatte zu hoffen aufgehört. Man lernt nicht aus.

Jakob Ernst taumelt. Wie Einer, unter dem der eben noch feste Grund wankt. Die Herzensangst greift nach der Kante des Richtertisches. „Ich möcht' wohl hinaus. Setzt. . . Ein Wasser wär' gut. . .“ Wilhelm Mayer füllt's ihm ins Glas. Dem Menschen der Mensch. Wartet, bis die kleinen Schlückchen durch den klebrigen Kehlraum sind. „Nimm Dich nur vorm Meineid in Acht, Du!“ hat Ernst morgens zu Riedel gesagt. Setzt ist Abend geworden.

Verzicht auf alle weiteren Beweismittel. Kurze Schlußvorträge. Wir sahen einen Menschen bis in die tiefste Wesenswurzel erzittern, sahen einer Wahrheit schwere Entbindung: wie wirkte da noch ein Wort? Das Allernöthigste nur. Berathung. Urtheil. Durch den Knäuel ins Freie. „Was sagen Sie zu unserem Mayer?“ „Gratulire.“ „Heute noch wird er verhaftet.“ Richter und Anwälte sind einig. Ich höre kaum, was sie sprechen. Gehe mit Denen, die mich auffordern, noch eine Stunde mit ihnen zu sein. Ueber einen schäumenden Fluß. Grün und breit. Den Namen hätte ich in dieser Wirrnis nicht gefunden. In eine fremde Wohnung, wo freundliche Menschen mit Heinzelmännleinfinlichkeit den Theetisch zurichten. Schlaraffenland. An den Wänden viele Gemeiße. Leckere Speise auf der Tafel. Danke. Nur Thee. Der Justizrath sieht um zehn Jahre jünger aus. Noch einmal durchläuft das Gespräch alle Stadien des Tages. Als ich das Blatt betrachte, das ich aus der Tasche genommen hatte, ist darauf gekritzelt: Dr. juris Fürst Philipp zu Sulenburg und Hertefeld, Erbliches Mitglied des Preussischen Herrenhauses. . .

Zwei Interviews aus der ersten Maidefade. Das erste hatte der *Berliner Lokalanzeiger* erbeten, um seinen Lesern mitzutheilen, wie ein Hauptbetheiligter die Situation auffasse; prozessual und politisch.

„Die Königliche Staatsanwaltschaft am Landgericht I hat, wie ich noch in den letzten Apriltagen öffentlich voraus sagte, die Eröffnung der Voruntersuchung beantragt. Der Chef dieser Behörde, Herr Oberstaatsanwalt Dr. Hsenbiel, der durch die seit Jahrzehnten bekannten Künste kluger Menschenbehandlung getäuscht worden ist, war gewiß sehr froh, als er die leidige Sache an einen unabhängigen Richter abgeben konnte. Jetzt schwebt also eine „Strafsache gegen den Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld wegen Meineids“. Die Untersuchung führt Herr Landgerichtsrath Schmidt, der früher Staatsanwalt war, unter seinen Kollegen als ein energischer und geschickter Mann gilt und entschlossen scheint, weder von dem Gedanken an den Rang und die äußerlich glanzvolle Vergangenheit des Angeeschuldigten noch vom Vorurtheil Oeffentlicher Meinung sich leiten zu lassen, sondern diese Strafsache zu behandeln wie jede andere. Das hätte vielleicht schon früher geschehen sollen; die Justiz fährt nie gut, wenn sie sich von einem der Politik entlehnten Rotor treiben läßt. Der Untersuchungsrichter ist in seinem Bereich souverain; er hat das Recht und die Pflicht, für die Sicherung aller Beweismittel zu sorgen, im Fall Eulenburg auch insbesondere zu erwägen, ob und wann er den Haftbefehl, über den er mindestens seit Dienstag sicher verfügt, ausführen will. Herr Landgerichtsrath Schmidt weiß, welche Verantwortlichkeit auf ihm lastet, und darf fordern, daß man bis zum Abschluß der Voruntersuchung (auf den dann die Entscheidung darüber zu folgen hat, ob das Hauptverfahren vor dem zuständigen Schwurgericht eröffnet werden soll) seine Kreise, seine ungemein große Arbeit nicht löse. An diese Rechtslage erinnere ich Sie, um zu erklären, warum ich über die Strafsache selbst heute nichts sagen möchte. Die öffentliche Debatte darüber sollte mit einiger Vorsicht geführt werden. Schon die stete Betonung des Selbstverständlichen, daß Fürst Eulenburg nicht anders behandelt werden darf als irgendetwas doppelten Meineids dringend verdächtiger Bürger im Reichsstrafgebiet, legt unser Rechtspflege, namentlich im Ausland, Kommentatoren aus, die den Patrioten nicht erfreuen können.“

Ueber seine Rolle als Zeuge befragt, erwiderte Harden:

„Da die Protokollierung meiner Aussage Tage lang gedauert hätte und diese Zeit für den Untersuchungszweck fruchtbarer ausgenutzt werden kann, ist mir gestattet worden, meine Aussage sogleich schriftlich einzureichen. Der größere Theil, ein viele Folioseiten füllendes Schriftstück, ist seit Montag in den Händen des Herrn Untersuchungsrichters. Fortsetzung und Schluß folgen. Das Material, das sich seit Jahren bei mir aufgehäuft hat, ist außerordentlich groß und ich bin verpflichtet, es vollständig und geordnet dem Gericht vorzulegen, trotzdem für die Ueberführung des Angeeschuldigten schon die Zeugnisse des Fischermeisters Jakob Ernst aus Starnberg und des Milchhändlers Georg Riedel aus Feldafing genügen könnten. Dem Zeugen Ernst, dessen Beziehungen zum Fürsten mir seit ungefähr sechs Jahren bekannt sind, wäre Eulenburg schon gegenübergestellt worden, wenn der Fürst zu der ersten (schöffengerichtlichen) Hauptverhandlung in der Privatklagesache Rolke wider Harden gekommen wäre. Ernst, Riedel und eine andere Gruppe süddeutscher Zeugen hatte ich dann zu der zweiten Gerichtsverhandlung vor das Landgericht geladen; sie sind nicht vernommen worden. Jetzt hat der Untersuchungsrichter Ernst und Riedel telegraphisch zur Vernehmung geladen (die das münchener

Sigungprotokol, ein Muster objektiver und klarer Darstellung, wesentlich erleichtern wird) und ich zweifle nicht, daß es der kriminalistischen Erfahrung des Herrn Landgerichtsraths Schmidt gelingen wird, auch den sehr zahlreichen anderen Zeugen, die ich benannt habe (darunter solche aus neuester Zeit) die Lüge zu lösen.*

Harden fuhr dann weiter fort: „Ich bedauere aufrichtig, daß es so weit gekommen ist; daß alle Versuche, die ich, unter Opferung meines persönlichen Interesses, gemacht habe, um die Sache im Stillen zu erledigen, erfolglos geblieben sind. Wenn Fürst Eulenburg, wie er mündlich und schriftlich (in einem Brief, der mir vorgelegt werden sollte und vorgelegt worden ist) freiwillig zugesagt hatte, im Winter 1906 sich aus dem Lichtkreis deutscher Politik entfernt und seinen französischen Intimus Become ersucht hätte, seiner Beihätigung unter süblischerem Himmel ein neues Feld zu suchen (was dieser Herr, das Hauptziel meines Kampfes, ja schließlich doch zu thun gezwungen war), dann wäre es nie zu einem Skandal gekommen. Eben so wenig, wenn er und seine Freunde nach dem wohlthätigen Eingriff des Kaisers geschwiegen hätten. War damals, im Mai 1907, die Situation nicht besser als heute, besser für das Land und für die einzelnen Personen? Die Herren waren schon in der Zeit des militärischen Ehezwistes von einem Strategen berathen, dessen Kunst nur für die Vorbereitung kleiner Scharmügel ausreicht und der schon deshalb in jeder entscheidenden Stunde vor der Gefahr schlimmen Irrthumes steht, weil er sich selbst nie aufs Schlachtfeld wagt, Persönlichkeit und Taktik des Gegners also nicht aus eigener Anschauung kennen lernt. Was ist mit dem ganzen Treiben bewirkt worden? Politisch: eine stete Beunruhigung des Landes. Prozeßual: die schöffengerichtlichen Feststellungen, die durch die Eide des Fürsten Eulenburg entkräftet werden sollten, stehen wieder auf unangetastetem Fundament. Meine Schuld ist es nicht, daß es so kam. Wer mit unbefangenen Auge sieht, was ich geschrieben und vor zwei gerichtlichen Instanzen gesagt habe, muß zugeben, daß ich die Sache nicht mit behutsamerer Zurückhaltung behandeln konnte. Der verhängnißvolle Fehler der Gegner war, daß sie diese Zurückhaltung durch Mangel an Beweismaterial, persönlichem und dokumentarischem, bewirkt glaubten. Ich bin Jahre lang bei dem Entschluß geblieben, mich in dieser Sache von Schritt zu Schritt drängen zu lassen und nie mehr zu sagen, als die Nothwendigkeit der Stunde unbedingt forderte. Im Jahr 1908 habe ich zwei Vertrauensmännern der Herren gesagt, der schon damals beschrittene Weg müsse zu einem der größten Skandale führen, die Deutschland je erlebt hat (Das war auch Bismarcks Meinung), und dringend ersucht, diesen Weg zu verlassen. Vor dem Schöffengericht habe ich gesagt, ich wolle die Herren schonen, nicht in ihrer privaten Existenz schädigen. Vor dem Landgericht habe ich die Reserve viel weiter getrieben, als mit der Wahrnehmung meiner Interessen vereinbar war. Das that ich gegen den Wunsch meines Bertheidigers; nach rein politischer Ermüdung. Es war der letzte Versuch. Man ließ ihn nicht gelingen. Jetzt ist zu spät. „Nothwendigkeit besteht, der Zweifel flieht: jetzt steht' ich für mein Haupt und für mein Leben.“ Daß er noch länger Schonung übe, kann kein Verständiger einem Privatmann zumuthen. Das Geschwörk muß weg. Nichts nicht mit dem Messer, dann muß es ausgebrannt werden. Pflaster verbergen dem Auge nur das Symptom.“

„Sie haben immer betont, daß Sie nicht als Moralprediger, sondern als Politiker kämpfen. Welchen Ertrag hoffen Sie nun von diesem Kampf?“

„Für mich keinen. Ich habe kein Applausbedürfniß und werde nicht erleben, daß —“
 „— von hundert Jedem einstecktes phindein in dieser ernten luis schwierigen Sache Anerkennung findet. Was liegt daran? Ich werde froh sein, wenn ich mit der ersten Gelegenheit, die seit anderthalb Jahren all meine Kraft in Anspruch nimmt, nichts mehr

zu thun habe und zu der Betrachtung politischer und künstlerischer Vorgänge zurückkehren kann, zu der stillen Arbeit, mit der ich auf meine Art der deutschen Macht und Kulturbildung an bescheidener Stelle zu dienen zu können glaube. Dem Lande aber wird diese Blutreinigung nützen. Wir sind in langer Friedenszeit eines mit Treibhausgeschwindigkeit wachsenden Wohlstandes zu wehleidig geworden. Wir fürchten immer, man könne uns geringer einschätzen als andere Nationen, wenn wir irgendeine schwache Stelle entblößen. Wer so denkt, unterschätzt unsere Kraft. Haben nicht auch andere Länder Skandale erlebt? Argere als wir. Sind nicht auch in anderen Ländern der höchsten Gesellschaft Angehörige in Schande herabgesunken? Oester als bei uns. Beispiele will ich hier nicht anführen. Und hats diesen Ländern geschadet? Fast immer genützt. Daß auch im Staate des Großen Trigen Etwas saul sein könne, hat nie ein Ernsthafter bezweifelt; der König selbst gewiß nicht. Daß unser Adel als Stand, unser Offiziercorps als Volksbildungsgemeinschaft für die Verirrungen Einzelner nicht verantwortlich ist, brauchte nur dann bewiesen zu werden, wenn dieser Stand und diese Gemeinschaft sich um die Verschleierung der Sünden bemüht hätten. Das ist nicht geschehen. Trotz allen Fehlern, die von schlecht Informirten gemacht worden sind, muß der nicht blind gegen deutsches Wesen Boreingenommene bekennen: Deutschland hat diese schwere Probe gut bestanden. Und die innere Mächtigkeit des deutschen Volkes bürgt dafür, daß es auch mit den Nachwehen ohne dauernde Gesundheitsschädigung fertig werden wird. Ist nicht schon Wesentliches dadurch erreicht, daß der Glaube (nennen Sie es meinetwegen einen Aberglauben) beseitigt ist, zwischen Volk und Kaiser habe sich eine trennende Luftschicht gelagert? In den ersten Kämpfen, die uns bevorstehen, konnte solcher Glaube, mochte er noch so unbegründet sein, höchst gefährlich werden. Fürs Erste ist seine Wurzel nun gelockert. Das mag sich auch das Ausland merken. Dessen Urtheil haben wir nicht ängstlich zu scheuen. Lassen Sie mich heute mit Worten schließen, die ich im Oktober 1907 vor dem Schöffengericht gesprochen habe und die, Gott sei Dank, nicht veraltet sind: „Das Ausland, wenn es gerecht und verständlich ist, kann nur sagen: Deutschland ist ein Land wie andere und hat wie andere auf einer gewissen Entwicklungsstufe gewisse Skandale; das Ausland muß aber sagen: Da draußen gehts doch recht schaffens zu; der Erste, doreingegriffen hat, war der Kaiser, und der ihn dazu angeregt hat, war sein erstgeborener Sohn. Da kann draußen und drinnen Keiner die Nase rümpfen.“

Das zweite Interview stand, als versucht worden war, den in Krankheit genommenen Fürsten zu einem bejammernswerthen Greis und edlen Sünder umzuschminken, in der Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz.

Der Beantwortung Ihrer Frage will ich mich nicht entziehen, muß aber im Drang gekaufter und durch schlechte Gesundheitsverhältnisse gehemmter Arbeit bitten, kurz sein zu dürfen. Die Nachricht von der Verhaftung des Fürsten hat mich nicht überrascht; diese Verhaftung mußte erfolgen, wenn der Glaube an die Gleichheit vor dem Gesetz nicht zum leeren Wahn werden sollte. Doch beim Empfang dieser Nachricht durchlebte mich wieder die Tragik dieses Falles, das schauernde Gefühl, daß die Hybris, die Ueberhebung über die der staatlichen Menschengemeinschaft vorgeschriebenen Sittengesetze, einen allzu Hochmüthigen jäh in den Abgrund gestürzt hat. Diese Empfindung hat mit weislicher Mäßigkeit nichts zu thun. Noch im dichtesten Gestrümmel soll der Kämpfer Mensch bleiben, darf er nicht nur auf die Stimme des Instinktes horchen, die ihm zuruft, das Verwesende oder verblutende Fleisch gefallener Feinde rieche immer gut. Aber er darf ihre Agonie nicht mit nutzlosen Thränen beneuen, während die Schlachtelbarbeit unerbittlich seinen

Arm verlangt. Noch ist die Nachwirkung eines gefährlichen Zustandes nicht ganz beseitigt. Und zu sentimentalem Geseufz bietet die Gestalt des endlich Gestrzten keinen Anlaß. Was hat Philipp Eulenburg gethan? Jünglinge geschändet. Jünglinge (eine große Schaar) in die Gefahr gebracht, ihr ganzes Leben einem künstlich gewedten pervertirten Trieb unterthan, zu Verstellung und Lüge gezwungen zu sein und vielleicht in die Horde der männlichen Prostituirten oder in deren Erpressernachtrab herabzusinken. Ein Jahr lang hat er durch Anzeigen, Erklärungen, Eingaben die Behörden genarrt und die Rechtspflege zu schweren Mißgriffen verleitet. Zweimal, durch zwei selbständige und freiwillige Handlungen, wider besseres Wissen Falsches mit seinem Eid bekräftigt; einmal wesentlich zum Nachtheil des Angeeschuldigten, dessen Verurtheilung er herbeiführen wollte und herbeiführt hat. Nach diesen Meineiden hat er eine Strafanzeige erstattet, deren Zweck war, eine Verlegenheit zu schaffen, bei der durch einen dritten Meineid mir eine noch schwerere Strafe eintragen und auch meinen Vertheidiger ins Gefängniß und um sein berufliches Ansehen bringen konnte. Was er politisch gesündigt und welche wichtigen Reichsinteressen er dadurch geschädigt hat, daß er seine Homosexualstreunde, zumal in kritischer Stunde, an den nichts Arges ahnenden höchsten Vertrauensmann der Nation heranbrachte, will ich hier nicht erwähnen. Aber er hat die Stirn gehabt, vor dem Berliner Langericht als beeideter Zeuge zu behaupten: das Gerücht von seiner Homosexualität habe Fürst Otto Bismark in die Welt gesetzt, um sich dafür zu rächen, daß in dem welthistorischen Konflikt des Jahres 1890 Eulenburg mit dem Kaiser, nicht mit dem Kanzler ging. Dieser meineid'ge Jünglingschänder wollte das deutsche Volk also in den Glauben überreden, der Schöpfer des Reiches habe aus Rachsucht eine insame Lüge erfunden. Weil dieser Mann, derß mit sehr geringer Begabung für das ernste Staatsgeschäft zu den höchsten Würden gebracht, durch seine recht eigenartigen Beziehungen zu Nathanael Rothschild sich eine reichliche Rente gesichert, durch Lug und Trug die im Reichsleben wichtigsten Faktoren Jahrzehnte lang getäuscht hat, weil dieser preussische Cagliostro (so nannte ihn Bismark), der nicht vom „Alter gebeugt“, sondern neidenswerth frisch, nicht schwerkrank, sondern nur von den schmerzhaftesten Gebrechen eines bejahrten Viehwannes geplagt ist, das selbe Schicksal erleidet wie ein Armer, der in schwacher Stunde aus Noth oder Liebe die Eidespflicht verletzt hat: deshalb sollte kein Redlicher in Thränen zerfließen. Mitleid verdient jeder Verbrecher; Jeder, der aus der Behaglichkeit eines freien Lebens plötzlich in die Einsamkeit und den Zwang einer engen, abgesperrten Haftzelle gestoßen wird. Ungehörig aber, im tiefsten Sinn des Wortes unsittlich scheint mir, eine besonders große Mitleidsbitts dem Manne zu gewähren, der in diese Zelle gerieth, weil er nach einem schändlich verlogenen Leben wähnte, auch im Gerichtsaal, wie auf dem Parquet der Diplomatie und des Hofgetriebes, über Zeichen schreiten zu können und als ein Privilegirter über das für die „kleinen Leute“ verhängene Gesetz erhaben und dem Arm der Gerechtigkeit nicht erreichbar zu sein.

Durch eine gejuderte Antwort hätte ich vor der Oeffentlichkeit mir eine dankbarere Rolle verschafft; aber ich habe in dieser ernsten Sache nicht nach einer effektvollen Rolle d. i. haschen, sondern einfach bis ans Ende meine Pflicht zu thun.

Bis ans Ende. Deshalb habe ich dem Herrn Untersuchungsrichter eine lange, zwei Druckbogen füllende Zeugenliste eingereicht und die Beweismittel bezeichnet, die mir erreichbar scheinen. Deshalb werde ich nicht einen Einzigen fortan schonen, der die Eidespflicht verletzt und zur Beugung geraden Rechtes mitgewirkt hat. Mag er Robe, Waffenrock oder schwarzes Schreiberkleid tragen. Wenn der Häuptling abgethan ist, kommt das Gefolge dran.

Ompfeda.

Ompfeda hat (im ersten Ergänzungsband seiner Deutschen Geschichte) sicher und fein die Rolle bezeichnet, die der deutsche Offizier in der Geschichte des Ringens des späteren neunzehnten Jahrhunderts nach einer neuen Kultur spielt. Er nennt da August von Veitkenhofen, Eduard von Hartmann, Fritz von Uhde, Detlev von Liliencron und Moritz von Egidy; er läßt aber später keinen Zweifel darüber, daß er auch die beiden Erzähler Georg von Ompfeda und Wilhelm von Polenz dieser Reihe zugetheilt wünscht. Mit Recht. Denn unter allen männlichen Erzählern, die um die Wende der achtziger und neunziger Jahre zuerst hervortraten, hat Niemand sich so logisch entwickelt, ist so sicher fortgeschritten und hat in klarer Selbstzucht so Hohes erreicht wie diese Beiden. Auch ihr Wirken durchzieht das Gemeinsame, das Lamprecht an allen diesen ehemaligen Offizieren feststellt: „Sie verlassen den Beruf mit einer strengen Erziehung zur Treue und Wahrhaftigkeit der Arbeit; sie treten im kräftigen Mannesalter, unvoreingenommen, nicht allzu sehr von kulturellen Ueberlieferungen belastet, an das Werk, zu dem sie ihre Begabung hinzieht. So schaffen sie frei, ernst und im Sinn von Urnaturen, meist auch in hohem Grade unbekümmert um Beifall, und alle die Vortheile, welche die Entwicklung einer hohen Kultur auf kolonialem Boden auszuzeichnen pflegen, fallen ihnen zu; in dem Neuland ihrer Seele ist nicht viel wegzuräumen und der kräftige Boden bietet der geringsten Einsaat tausendfache Frucht.“

Neben dieser allgemeinen haben die Beiden, Ompfeda und Polenz, auch manche besondere Gemeinsamkeit. Beide sind Sachsen. Polenz von Geburt, Ompfeda durch den militärischen Dienst, der ihn in das Königschusarenregiment nach Großenhain führte (in dem auch Uhde und Egidy viele Jahre aktiv waren; wenn ich nicht irre, stand auch Polenz bei den Königschusaren in der Reserve). Beide sind um das Jahr 1890 mit ihrem ersten Roman herorgetreten (Polenz: „Die Sühne“, 1890, Ompfeda: „Die Sünde“, 1891). Beide haben vergebens um Bühnenerfolg gerungen, weil Beide im Grunde (auch ihre Lyrik lehrt) nur Erzähler sind. Dabei bedeutet das „nur“ lediglich eine Gebietsabgrenzung, keineswegs einen Werthunterschied.

Beide hatten, als sie zu schreiben begannen, fast nichts mehr zu lernen und gerade die besten Eigenschaften ihrer späteren Werke waren auch in den ersten schon klar zu erkennen. Jeder aber hat sich nach seiner Art mit diesen besten Gaben weiter entwickelt. Polenz ist mitten im reifen Werk, viel zu früh, gestorben; und wir beklagen schmerzlich den großen Verlust. Stand er doch ruhig auf der Höhe, war eben, neuer Eindrücke voll, aus Amerika zurückgekehrt, sicher in seiner Arbeit, klar in seiner Technik, wie es fast als Schulbeispiel für seine Art das nachgelassene Werk „Glückliche Menschen“ (F. Fon-

tane & Co.) lehrt. Zu all den Voraussetzungen Lamprechts, die für Polenz durchaus zuträfen, kam bei ihm, der nur kurze Zeit Soldat war, noch die starke Verbundenheit mit dem Boden, das im schönsten Sinn aristokratische Standes- und Berufsgefühl des Landedelmannes, das aus seinen Büchern spricht, wie ein moderner Nachklang des Preises der Landwirtschaft, den Gustav Freytag einst einer anderen Zeit verkündet hat. Er erschien unkomplizierter, je älter er wurde; man vergleiche nur „Glückliche Menschen“ mit dem „Grabenhäger“.

Etwas anders ist die Bahn Georgs von Ompfeda bis heute gewesen. Auch er gelangte vom einzelnen interessanten Fall, wie ihn der noch unter dem Decknamen Georg Egestorff von dem Oberleutnant veröffentlichten Roman „Die Sünde“ giebt, zum großen typischen Gemälde, aber zugleich zu stärkerer psychologischer Differenzierung. Polenz wußte immer, aus welchem Boden seine Wurzeln stammten. Ompfeda hat einmal bekannt, daß durch Schicksale seiner Kindheit in ihm das Gefühl engerer Heimathliebe nicht erwachsen konnte. Und so erobert dieser Abkömmling alter Geschlechter sich nicht nur die Welt des Dagens, sondern er bezwingt in einem großen Bild voll immer echter Farben gerade auch den Keel, der sich in der Noth von der Scholle gelöst hat und doch Adel bleiben will und soll. Ich glaube nicht, daß Ompfeda, als er den „Sylvester von Geyer“ schuf, schon daran dachte, diesem ergreifenden, in seiner Schlichtheit menschlich echten Bild eines immer wiederkehrenden Adelschicksals die vielen durch Blut verbundenen Menschen von Etylen folgen zu lassen; aber es ist bezeichnend, daß er so schaffen mußte. Nur ein Erzähler ersten Ranges, der ein Künstler war, konnte diese Fälle in den Rahmen zwingen, ohne ihr an irgendeiner Stelle gewaltsam Etwas abzuschneiden; und nur ein großer Erzähler, der ein Künstler war, konnte ohne Zwang von den einfacheren Konflikten seiner Anfänge zu so fein verästelten Entwicklungen emporsteigen, wie sie vor anderen Werken der „Ceremonienmeister“ offenbart. Mir ist niemals klar geworden, warum man hier und da Ompfeda einen Decadent genannt hat. Kaum einen Schriftsteller haben wir in Deutschland, der ohne Adhortationen so eindringlich durch seine epische Kraft immer wieder zu Selbstsucht und mannhaftem Kampf gegen leichtfertige Lebensvergeudung aufgerufen hat wie Ompfeda. Wenn er schon in frühen Werken, wie in den „Drohnen“, mit manchmal etwas übertreibender Feder Atmosphären voll Dunst und Schmutz schildert, so thut er's nicht aus Behagen daran, sondern als wahrhafter Historiker seiner Zeit, der er am Ende zeigt, wie Reinheit und ein starkes Herz, wie vor Allem die Arbeit solchen Niedergang überwindet. Wer aber wollte ihm verdenken, daß er in leichten Impromptus auch einmal nur seiner Laune die Zügel schießen läßt?

Seit einer Reihe von Jahren, im Grunde seit der „Heimath des Hergens“ (1904), gab uns Ompfeda nicht mehr Das, was seine früheren Werke erwarten

ließen. Für Andere wären leichte Unterhaltungsbücher, wie „Ein Glücksjunge“ oder „Normalmenschen“, immer noch ganz ansehnliche Leistungen gewesen, weil sie durchaus echt waren und genau Das sagten, was sie wollten. Ompteda aber wollte doch sonst mehr als unterhalten und das Leben an der Oberfläche spielen lassen. Schlimmer war schon, daß „Herzeloide“ zugleich ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Gegenstand war. Hier wollte Ompteda psychologische Entwicklungen zwischen ganz wenigen Menschen schildern und er brauchte dazu, was wir bei ihm nicht gewohnt waren, einen Wortüberfluß, in dem man förmlich verschüttet wurde und aus dem ein irgendwie klares, innerlich werthvolles Bild nicht zu gewinnen war.

Das waren beunruhigende Zeichen, unerfreulich für Jeden, der Omptedas Kunst liebte und von seiner Kraft noch viel erwartete. Man hätte sagen können, daß die Lebensleistung, die „Sylvester von Geyer“, „Eysen“, den „Ceremonienmeister“ als Höhepunkte aufweist, genügen durfte. Wer Ompteda liebte, konnte sich bei dem kaum fünfundvierzig Jahre Alten mit dieser Ausflucht nicht begnügen; konnte nur wünschen, daß die Arbeit den Dichter wieder aufwärts führen möge. Er hat uns nicht enttäuscht. Schon der im vorigen Jahr erschienene Roman „Wie am ersten Tag“ (Egon Fleischel & Co.) ließ erkennen, daß Ompteda wieder neuen Zielen zustrebte, jedenfalls unablässig an sich selbst arbeitete, mit dem ganzen Künstlerernst, den er besitzt. Trotzdem ist dieses Werk, die Geschichte des Bildhauers, der aus Noth zum Totschläger wird und dem die Liebe seiner Frau erhalten bleibt, noch nicht sehr stark; ernst, nachdenklich, auch knapp ist das Buch, aber die Konflikte kommen nicht scharf genug heraus und wirken deshalb nicht mit voller Energie in uns nach.

Sehr anders der neueste Roman, das eben erschienene Buch „Minne“ (Egon Fleischel & Co.) Im Grunde eine einfache Geschichte: ein körperlich ungeschlachtet, seelisch sehr einfacher, argloser Mann heirathet ein oberflächliches, unerzogenes Mädchen, das bei ihm nur seine Luxusbedürfnisse, nicht seine Sinne befriedigt findet. Mit einer Art raubthierhafter Selbstverständlichkeit betrügt Minne den Gatten mit einem Offizier, den der Ehemann ertappt und als einen Huben abstrafft. Der Lieutenant muß den Rock ausziehen, Berlin verlassen und führt mit Minne ein Zigeunerleben in München. Seiner Thätigkeit und seiner gesellschaftlichen Sphäre wird er entrißen, von seinen Eltern aus dem Hause gewiesen; und macht seinem Leben ein Ende. Minne aber ist schon vorher in die Arme eines schönen Sängers gesunken; und wir ahnen am Schluß, wie tief die auch Diesem schon Lustige noch fallen wird. Unausdrücklich bewegt sich um diese Vier eine Gesellschaft zweier verschiedenen Kreise, die weder rein als Staffage verbraucht werden, noch aber das Interesse allzu weit von den eigentlich handelnden Personen abziehen dürfen.

Darin liegt schon ein Hinweis auf die außerordentlichen ökonomischen

Vorzüge des Romanes. Mit der alten Kraft führt Ompteda die Handlung durch; nirgends wird ein Wort zu viel, nirgends ein Wort zu wenig gesprochen; so weit sich Gesetze des Dramas auf bestimmte Arten der Erzählung übertragen lassen, darf man sagen: Alles ist dramatisch-schlagkräftig zugespitzt und Alles aus einem Guß von sicherer Hand. Das Buch hat einen sehr starken Spannungreiz, mißbraucht aber unsere Aufmerksamkeit nie, sondern schließt knapp stets genau da, wo das künstlerische Gewissen es verlangt. Ein fürchtbar ernstes Buch. Der naheliegende Versuch, am heiklen Stoff allerlei verführerische Künstlichkeiten spielen zu lassen, wie ihn, zum Beispiel, Karl von Verfall in seinen letzten Romanen immer wieder macht, ist streng vermieden. Und es ist ein ganz objektives Buch; merkte man in den letzten Jahren Ompteda an (was er selbst nicht verschwie), daß persönliche Erlebnisse ihm, nicht immer zu seinem Glück, hinter den Gestalten der Phantasie schwebten, so ist hier auch Das überwunden. Der Schriftsteller steht wieder aufrecht vor uns, im Besitz der früheren Gaben, als ein Wachsender und zugleich als ein Beherrscher einer neuen Technik.

Eins freilich hätte ich dem Buch noch gewünscht: einen Ausblick, die entführende Gewalt des Dichters, die früher Omptedas Schöpfungen eignete und sie am Ende in eine unbestimmte Ferne voll Kraft und Güte hinausführte. Dies Buch ist, wie ich schon sagte, fürchtbar ernst; künstlerisch gebündelter Naturalismus. Es geht in der Charakteristik hier und da über die besten früheren Romane Omptedas noch hinaus; aber wir möchten nun noch Etwas haben, das uns am Schluß ohne Aufdringlichkeit auf einen Platz stellte, von dem wir mit dem Dichter so in die Ferne und zugleich in sein Herz sehen könnten, wie wirs am Ende von „Ephen“ oder „Sploester von Geyer“ durften. Wir wissen nun aber, nach diesem starken Buch: auch Das wird Ompteda wiederfinden; er ist wieder auf dem Höhenweg, von dem er nicht, wie der Held seines Alpenromanes, abstürzen wird, sondern auf dem er sicher dahinschreitet und bald, so hoffe ich, ein neues leuchtendes Ziel erreicht.

Hamburg.

Heinrich Spiero.



Vierzeiler.*)

Das neue Jahr des alten Wahn nicht stillt,
 Der dort dem stillen Geist sich neu enthüllt,
 Wo Moses' weiße Hand am Zweig erscheint
 Und Jesu Odem aus der Erde quillt.

*) Aus den „Kuba' ijal“ (Vierzeilern), die der Zeltweberssohn Omar im elften Jahrhundert gedichtet hat und die der Inselverlag jetzt in einer guten Uebersetzung seinen Freunden kredenzt. Das in solchem Zusammenhang ungewöhnliche Wort mag hier stehen bleiben: denn Omar ist ein Trinker und kein Trost dünkt den gottlosen Gottsucher aus Chorassan so köstlich und von so dauernder Kraft wie der vom Nebenjaß gebotene.

Schau jene Rose, die sich kaum erschlossen!
 Sie ruft Dir lächelnd zu: „Sieh, unverdrossen
 Zerriß ich selbst die goldne Schur am Herzen
 Und hab' mein Gold dem Garten hingegeben!“

Oft, dünkt mich, lacht der Rosen tiefste Gluth,
 Wo einst ein Caesar lag in seinem Blut,
 Und daß die Hyazinthen blühen, wo einst
 Im Gartenschloß ein schönes Haupt geruht.

Der Erde schenk' bei jedem frohen Mahl
 Die ersten Tropfen aus dem Weinpokal, —
 Es lindert in der Erde Schoß vielleicht
 Dem längst begrabnen Zecher seine Qual.

Wie? Fürchtest Du, daß sie Dich einst vermissen?
 Vom Kelch des ewigen Safts, sieh, ergießen
 Die Lebensquellen sich: Millionen Bläschen
 Flossen wie wir bereits — und werden fließen!

Willst Du des Daseins kurze Spanne, Kind,
 Verträumen um ein Räthsel? Ach, geschwind!
 Irthum und Wahrheit trennt vielleicht ein Haar.
 Ahnst Du, wie schmal des Lebens Grenzen sind?

Das war ein Polterabend, als ich Euch erzählt',
 Daß ich zum zweiten Male mir ein Weib gewählt,
 Vernunft, das unfruchtbare Weib, verstoßen
 Und mit des Weines froher Tochter mich vermählt!

Was ist die Offenbarung der Gelehrten,
 Die als Propheten wir von je verehrten?
 Ein Märchen, das sie uns, vom Schlaf erwachend,
 Erzählt, eh sie zum Schlaf'sich wieder kehrten.

Ob Einer heute tobt und morgen fliegt,
 Verzweifelnd schweigt: das Alles, glaubt mir, liegt
 Seit gestern fest. Drum trinkt! Wist Ihr doch nicht,
 Woher, wohin, warum . . . Der Wein genügt.

Mit Trauben sei der letzte Durst gestillt.
 Und wascht den Leib, darin kein Athem quillt,
 In Traubensaft; dann in des Gartens Schoß
 Legt ihn, in grünes Traubenlaub gehüllt.

Dann dringt verführerisch aus meiner Gruft
 Ein Nebenhauch durch all die Gartenluft
 Und jeder Gläubige dort unbewußt
 Wird überwältigt von dem holden Duft.

Omar Chajjam.

Naturwissenschaft und Weltanschauung.*)

Im Ersten Buch Moses steht zu lesen: Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Hell in den Köpfen ward es aber erst, als die Heiligkeit der Bibel bezweifelt und sie wie alle Bücher als Menschenwerk angesehen wurde.

Der erste denkende Mensch war ein Religionstifter. Seine Philosophie mußte ihm seine Abhängigkeit von der Natur aufdrängen; und so ist wohl zuerst der Gottesbegriff, wahrscheinlich die Vielgötterei entstanden. Mit der Zeit aber findet sich der Mensch auf der Erde zurecht, er fühlt sich dann als ihren Herrscher; und nun spricht er das stolze Wort: Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild.

Damals sah man die Erde im Mittelpunkt der Welt; die Sonne und alle Gestirne bewegten sich um sie. Daher auch die Fürtlichkeit und Sorge, mit der Gott sein Geschöpf umgibt. Dessen Wohl und Weh gehen ihm nah und stets findet der Fromme bei ihm Gehör. Er richtet streng, aber gerecht und scheut kein Wunder, wo es gilt, die Tugend zu belohnen, das Laster zu bestrafen. Damals waren Gottesfurcht und Gottesdienst des Lebens Endzweck und alle Moral kam aus der Religion: die zehn Gebote empfing Moses aus der Hand des Schöpfers.

Aber die Welt wurde schlecht und schlechter. Das größte Wunder geschah: Gott schickte den Menschen seinen eingeborenen Sohn, um sie zu bekehren und zu erlösen. Christus aber mußte elend zu Grunde gehen, damit eine verjüngte, neue Religion entstehen konnte.

Unsere heutige Kultur wurzelt jedoch nicht im Christenthum allein; sehr Vieles danken wir den Heiden, zumal den Griechen.

Wer könnte dem Zauber des Griechenthumes widerstehen! Die Griechen waren das auserlesene Volk der Erde; und doch haben sie nie einen Jehovah gekannt. Was haben sie nicht in ihrer kaum tausendjährigen Geschichte geleistet, welche Fülle von glänzenden Namen haben sie uns hinterlassen, welche Literatur, welche Plastik und Architektur! Aber auch ihre Staatsmänner und Philosophen fordern noch heute unsere Bewunderung heraus. Berühmt sind ihre Mathematiker. Jeder kennt die Namen eines Pythagoras, Euklid und Archimedes und weiß damit einen Begriff oder einen Lehrsatz zu verbinden. Weniger bekannt sind die griechischen Astronomen, Geographen und Naturforscher; und doch haben sie auch in diesen Wissenschaften Großes geleistet. Pythagoras nahm schon die Kugelgestalt der Erde an, Aristarch von Samos verlegte die Sonne in den Mittelpunkt der Welt. Hipparch bestimmte Distanzen und Größen von Sonne und Mond, Ptolemäus fertigte Erdkarten an, in denen Europa und einige Theile Asiens und Afrika ziemlich richtig verzeichnet sind. Und welche Fülle von Beobachtungen über die Thierwelt verdanken wir Aristoteles, in

*) „Naturwissenschaftliche Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung“: so nennt Geheimrath Ladenburg einen Band, den er, als eine Sammlung seiner bisher dem großen Publikum noch nicht zugänglichen Vorträge, in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen läßt. Dem Gelehrten, der die Entwicklungsgeschichte der Chemie geschrieben hat, ist die Möglichkeit experimenteller Arbeit sehr beschränkt und er hat die Ruhezeit benutzt, um die Vortragsfesseln zu Stoff zu verarbeiten, die auch dem Laien einen Rundblick auf die Welt der Chemie gestatten. Bruchstücke aus einer dieser lehrreichen und anregenden Arbeiten werden hier mitgetheilt.

dem wir einen Cuvier des Alterthumes verehren dürfen! Seine philosophischen Theoreme beherrschten das ganze Mittelalter, obgleich er hier viel weniger originell war und Vieles Empedokles und Demokritos entlehnte.

Mit dem Sturz des Römischen Reichs und mit der Völkerwanderung gingen alle diese Ansätze wieder verloren und das Mittelalter breitete seine tiefen Schatten aus. Unwissenheit und Aberglaube sind die herrschenden Mächte, in ihrem Gefolge erscheinen Intoleranz, Inquisition, Hexenverfolgung, religiöser Wahnsinn und so weiter. Auch die führenden Geister lehren Unsiann. Hören wir, was im sechsten Jahrhundert, also vierhundert Jahre nach Ptolemäus, ein damals berühmter Mönch, Cosmas, der auch, wie Jener, in Alexandrien lebte, über die Welt zu sagen weiß: „Die Welt ist ein flaches Parallelogramm, dessen Länge von Ost nach West doppelt so groß ist wie seine Breite von Norden nach Süden. Im Mittelpunkt liegt die von uns bewohnte Erde, vom Ocean umgeben. Im Norden der Welt ist ein hoher konischer Berg, um den Sonne und Mond beständig kreisen. An den äußersten Ecken der Erde ist der Himmel befestigt, der aus vier hohen Wänden besteht, die sich zu einer großen Höhe erheben und an ein gewölbtes Dach stoßen. Das so entstehende Gebäude, dessen Fußboden unsere Erde ist, wird durch das Firmament in zwei Stockwerke getheilt, von denen das eine von den Seligen, das andere von den Engeln bewohnt wird.“ Da müssen wir doch des goethischen Wortes gedenken: „Nicht dünkt, ich hör' ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen.“

Fast ein Jahrtausend vergeht, bis die Stimme der Vernunft wieder gehört wird. Erst in der Zeit des Humanismus und der Vertreibung der Scholastik darf von einem Erwachen der Wissenschaften die Rede sein. Vorher trieben Pseudowissenschaften ihr Wesen, wie Alchemie und Astrologie.

Ein Künstler war es, ein Poet, Francesco Petrarca, der das Alterthum zuerst wieder an das Tageslicht zog. In ihm war eine leidenschaftliche, verzehrende Sehnsucht nach der geistigen Größe des alten Rom vorhanden; er hat sein ganzes langes Leben dem Auffuchen und der Verbreitung von Handschriften und Codices alter römischer Autoren gewidmet. Namentlich waren es die Werke eines Cicero und Vergil, die er zu neuem Leben erweckte. Mit der griechischen Sprache wurde er erst spät und mangelhaft vertraut, doch war er schon vorher in den Besitz eines Homer gekommen, den man ihm aus Griechenland gesandt hatte. Lange hat es gedauert, bis der Geist des Hellenismus aus der Nische wieder aufstieg. Hier hören wir Boccaccios Namen nennen, der den Meisten nur als Novellist bekannt ist, eben so wie Petrarca als Dichter Liebe athmender Sonette. Beider Bedeutung und Größe liegt aber in der begeisterten Verehrung der Antike und der Wissenschaft.

In Deutschland beginnt der Humanismus erst etwa hundert Jahre später, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; er wird hier zunächst aus Italien eingeführt und kein Geringerer als Erza Silvio de Piccolomini, der spätere Papst Pius II., ist es, der zu diesem Zweck nach Deutschland gesandt wird. Dieser nimmt es auch mit seiner Aufgabe ernst und läßt nichts unversucht, um die Deutschen für die klassischen Studien zu begeistern; aber bald verzweifelt er an der wissenschaftlichen Reformation Deutschlands; seine Gegner, Scholastik und Trunksucht, vermag er nicht auszutreiben. Das Samenkorn aber, das er gestreut, geht nicht verloren; die Saat geht auf. Der Humanismus findet in Deutschland einen geeigneten Boden.

Wenn auch die Männer, die ihn hier vertreten, aus anderen Kreisen stammen, als die sind, an die sich Silvio gewendet hatte, so sind sie doch den besten italienischen Humanisten ebenbürtig. Wir denken dabei an Erasmus von Rotterdam.

Für die Kulturentwicklung Europas kann der Humanismus, also das Wiederleben der alten griechisch-römischen Literatur und Wissenschaft, nicht überschätzt werden. Ich glaube aber, daß diese wohlberechtigte Bewunderung zu unrichtigen Schlüssen und Veranstaltungen geführt hat. Statt die Resultate humanistischer Forschung für die Welt nutzbar zu machen und sie als Grundlage für die weitere Bildung zu benutzen, hat man geglaubt, daß jeder zur Bildung Verusene den Weg der Humanisten einschlagen müsse und daß die klassischen Sprachen das einzige Bildungselement für die Jugend seien. Welch ein verhängnißvoller Irrthum!

Gleichzeitig, sogar noch vor dem Humanismus, beginnt in Italien mit Cimabue und Giotto eine nationale Kunst zu entstehen, deren höchste Blüthe im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erreicht wird, gefördert und befruchtet durch die Meisterwerke griechischer Schöpfung, die in jener Zeit durch die humanistischen Bestrebungen aus ihrer Vergessenheit und ihren Gräbern ans Tageslicht steigen. Fast zweihundert Jahre mußten aber seit der Geburt des ersten Humanisten vergehen, ehe die Erforschung der Natur einen Schritt vorwärts that. Doch welcher ein Schritt war dieser!

Wir dürfen damit eine neue Zeitrechnung beginnen: das Zeitalter der Naturwissenschaften.

Christoph Columbus, aus Genua gebürtig, ist der Mann, den ich hier feiern muß als den großen Experimentator, als den Ersten, der die Methode anwandte, auf welcher der größte Fortschritt alles Wissens beruht. Nicht in der Entdeckung Schiadiens und Amerikas liegt sein Hauptverdienst. Daß er wagte, mit ungenügenden Mitteln, in einer Zeit, die noch tief in den Vorurtheilen und dem Aberglauben des Mittelalters steckte, nur gestützt auf die feste Ueberzeugung von der Richtigkeit der pythagoräischen Lehre von der Kugelgestalt der Erde, das im Sonnenanfang liegende Land der Sehnsucht, der fabelhaften Reichthümer, der Spezereien, der Seide und der Edelsteine von Westen her zu erreichen; darin liegt die große That, die ihn zum geistigen Vater der modernen Naturwissenschaften stempelt.

Wenn auch sein Experiment nicht vollständig glückte, wenn er auch das Ziel der Erdumsegelung nicht ausführen konnte, so ist doch nach ihm die Kugelgestalt der Erde nicht mehr ernstlich in Frage gezogen worden; und etwa dreißig Jahre nach Columbus' erster Seereise ist es wirklich Magalhães (oder eigentlich nach dessen Tode Sebastian del Cano) gelungen, Ostindien von Westen her durch die Magalhãesstraße zu erreichen.

Wieder zwanzig Jahre später, 1543, erscheint das erste gedruckte Exemplar (denn die Buchdruckerkunst war schon ein Jahrhundert früher erfunden worden) des berühmten Werkes *De Revolutionibus Orbium Coelestium* von Nikolaus Copernicus aus Thorn, der fast sein ganzes Leben der Erforschung der in diesem Buche enthaltenen Wahrheiten gewidmet hatte. In der Vorrede des Werkes, das er dem Papst Paul dem Dritten zweigeweiht, führt er aus, daß er lange über die Bewegung der Erde nachgedacht habe, und obgleich es scheinen könne, daß eine solche Annahme absurd sei, so habe er doch geglaubt, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß schon Andere vor ihm solche Hypothesen aufgestellt hätten, sich die

Freiheit nehmen zu dürfen und zu versuchen, ob nicht bei Zugrundelegung dieser Hypothese die Bewegung der Himmelskörper eine bessere Erklärung finde. „Als ich nun die Bewegung der Erde um die Sonne annahm, so fand ich schließlich, durch mühsame und andauernde Beobachtungen, daß die Bewegungen der anderen Planeten mit der Drehung der Erde vergleichbar sind und daß das ganze so entstehende System in Bezug auf Ordnung und Großartigkeit in einem so nahen Zusammenhang steht, daß kein Theil verändert werden kann, ohne das ganze Universum in Verwirrung zu bringen.“

Die große That des Copernicus, die sich ruhmvoll an die des Columbus anschließt, besteht darin, daß er an die Stelle des geocentrischen Systems das heliocentrische einführt, daß er annimmt, die Erde und die übrigen Planeten bewegen sich um die Sonne, der Mond um die Erde. Dadurch erhält er für diese Planetenbewegungen eine Gleichartigkeit und Gleichmäßigkeit und für das ganze System eine großartige Einfachheit, im Gegensatz zu dem äußerst verwickelten ptolemäischen System mit seinen Excentricitäten und Epicyklen; und gerade diese Einfachheit ist es, die Copernicus und seine geistigen Nachfolger dazu führt, den Sieg ihres Systems zu erringen.

Leicht wurde es ihnen freilich nicht; und lange genug hat es gedauert. Wer kann sagen, wie der Streit geendet hätte, wären nicht Copernicus in Kepler und Newton zwei ihm mindestens ebenbürtige Geistesheroen erstanden, die seine Vorstellungen verbesserten, erweiterten, mathematisch formulierten und physikalisch begründeten.

Eine der interessantesten und merkwürdigsten Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist Kepler. Der richtige Süddeutsche (Schwabe) v. A. Phantasie, aber auch voll Energie. Schon früh beschäftigt er sich mit Astronomie und schon mit fünfundschwanzig Jahren, 1596, erscheint sein *Mystorium Cosmographicum*, das aber reine Spekulation ist und eine Summe von Irrthümern und falschen Behauptungen enthält. Erst viel später, nachdem er Tycho Brahe kennen gelernt hat und dessen Beobachtungen seinen Rechnungen zu Grunde legt, findet er die drei nach ihm benannten Gesetze, die seinen Namen unsterblich und ihn zu einem der größten Astronomen aller Zeiten gemacht haben. Diese Gesetze lauten: Die Planeten bewegen sich in Ellipsen (nicht in Kreisen, wie Copernicus glaubte), in deren einem Brennpunkt die Sonne steht, die Leitstrahlen (die Verbindungslinien zwischen Planet und Sonne) beschreiben in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume und die Quadrate der Umlaufzeiten verhalten sich wie die Dritten Potenzen der Entfernungen von der Sonne.

Der größte Schritt aber geschah durch Isaac Newton, den Begründer der mathematischen Physik. In seinen weltberühmten *Philosophiæ naturalis principia mathematica*, die zwischen 1686 und 1687 erschienen, konnte er nachweisen, daß das selbe Gesetz, das dem Fall der schweren Körper auf der Erde beherrscht, auch für die Drehung des Mondes um die Erde und für die Bewegungen der Planeten um die Sonne gilt. Er zeigt, daß, falls man zwischen den materiellen Theilchen anziehende Kräfte voraussetzt, die den Massen direkt und dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional sind, diese Kräfte nicht nur den Fall der schweren Körper auf die Erde, sondern auch die Bewegungen der Himmelskörper erklären. Freilich darf hier nicht vergessen werden, daß schon etwa hundert Jahre früher

Galiläi die Grundlagen der Mechanik, die Gesetze der Bewegung, die Fall- und Pendelgesetze entdeckt hatte.

Das so entstandene System der Welt ist von einer Großartigkeit, die uns auch heute noch zur Bewunderung hinreißt und grell absteht von der Auffassung des Mittelalters. Auch hier zeigte es sich, daß die phantasieereichsten Speculationen nur Kinderspielspiegeln hervorbringen gegenüber der genialen und großartigen Einfachheit der Natur selbst; freilich zeigte sich auch, daß zu deren Erkennung Jahrhunderte lange, aufopferungsvolle Thätigkeit der größten Intelligenzen nothwendig war.

Was ist nun aber die Stellung des Menschen in dieser neuen Welt? Er ist ein Bewohner eines der vielen Trabanten einer Sonne, wie es deren im Weltall eine unendliche Zahl giebt. Wer kann wissen, ob nicht jeder dieser Sterne seine Trabanten hat und ob nicht diese Planeten auch mit Wesen von der unsern ähnlicher Art bevölkert sind? Das mußte jetzt dem Menschen klar werden: er ist ein Nichts in dieser Unendlichkeit, die sein Geist kaum zu fassen vermag. Ein Traum war es, ein vermessener und gänzlich haltloser Traum, der dem Menschen seine nahen Beziehungen zum Schöpfer, der ihn als sein Ebenbild gesormt haben sollte, vorspiegelte. Ganz richtig kennzeichnet Goethe den Standpunkt, wenn er den Erdgeist zu Faust sagen läßt: „Du gleichst dem Geist, den Du begreiffst, nicht mir.“ Nicht vermögen wir uns eine Vorstellung zu machen von einem Wesen, das diese Welt geschaffen hat. Uns steht nur an, Bewunderung zu fühlen für diese Schöpfung, Dank zu zollen denen, die uns zu deren Erkenntniß geführt haben, und uns bescheiden in die Rolle zu finden, die uns in dieser Unendlichkeit zugebachet ist.

Daß in der Bibel keine Offenbarung eines übernatürlichen Wesens vorliegt, geht mit Bestimmtheit hieraus hervor. Das Alte Testament ist das Werk phantasiereicher Menschen und auch das Neue Testament kann nicht göttlichen Ursprunges sein. Doch liegt es mir fern, die poetischen Schönheiten und den hohen ethischen Werth der Bibel nur im Geringsten anzutasten und ihre Bedeutung für die Erziehung zu unterschätzen.

Lange hat es aber gedauert, bis sich diese naturwissenschaftlichen Erkenntnisse Bahn gebrochen und bis ihre Konsequenzen die alten biblischen Vorstellungen, die Vorurtheile und den Aberglauben des Mittelalters ausgerodet haben; bis heute ist der Prozeß noch nicht beendet. Das wird uns nur verständlich, wenn wir bedenken, daß unsere allgemeine Bildung eine rein humanistische ist, uns die Kenntnisse der griechischen und römischen Sprache und Literatur eröffnet, aber die großen Fortschritte der Naturwissenschaften und deren Bedeutung fast gänzlich ignorirt. Die Kirche aber hat früh angefangen, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen; sie hat wohl zuerst empfunden, welche große Umwälzungen durch die naturwissenschaftlichen Entdeckungen die Stellung des Menschen dem Schöpfer gegenüber erfahren muß, und sie hat die Gefahren erkannt, die ihr dadurch erwachsen. Warum hätte sie sonst Giordano Bruno, einen der hervorragendsten Anhänger der kopernikanischen Lehre im sechzenten Jahrhundert, verbrannt, warum hätte sie Galileo Galiläi, einen der größten Naturforscher, den Stolz Italiens, den Entdecker der Bewegungsgesetze, des Thermometers, vielleicht auch des Barometers und vieler anderer werthvollen Instrumente, ins Gefängniß geworfen und zum Widerruf der kopernikanischen Lehre gezwungen? Und nicht gegen die katholische Kirche allein richtete ich

meine Vorwürfe: die protestantische handelte in dieser Hinsicht nicht viel besser. So hat Calvin Gruet enthauptet und Servet, einen hervorragenden Arzt und Vorgänger Harvey's in der Lehre vom Blutkreislauf, weil er die Trinität leugnete, verbrennen lassen. Von den deutschen Protestanten aber sagt Lange, der bekannte Verfasser der Geschichte des Materialismus: „Nirgends erschien der veränderte Dogmatismus horniger als bei ihnen“; und er erwähnt dann die Mahnung, die das stuttgarter Konsistorium an Kepler gerichtet hat: „er möge seine fürwärtige Natur bezähmen und sich in allen Dingen nach Gottes Wort reguliren und dem Herrn Christus sein Testament und Kirch mit seinen unnöthigen Subtilitäten, Strupel und Klößen unterwirret lassen.“ Das war im Jahre 1612. Ist es aber heute viel anders geworden?

Die Naturwissenschaften haben inzwischen große Fortschritte gemacht: zu der Astronomie gestellten sich Physik und Chemie und schließlich die Biologie. Nur an Einzelnem aber kann ich hier heute zeigen, welchen Einfluß die neuere Naturwissenschaft auf die Weltanschauung gewonnen hat.

Die Bedeutung des Gravitationsgesetzes ist jetzt, nach zwei Jahrhunderten, voll erkannt und wir haben täglich Gelegenheit, uns von seiner unumstößlichen Sicherheit zu überzeugen. Jede Sonnen- und Mondfinsterniß, jeden Venusdurchgang wissen wir Monate vorher bis auf die Minute, aber auch der Eintritt der Gezeiten, für jeden Seefahrer so überaus wichtig, ist genau zu berechnen. Und ist es nicht Adams und gleichzeitig Leverrier gelungen, aus den Störungen, welche die tatsächliche Bewegung des Uranus gegen die vorher berechnete Bahn zeigte, auf einen entfernteren, bis dahin unbekanntem Planeten zu schließen und dessen Stellung genau zu berechnen, so daß Galle in Breslau ihn wirklich dort finden konnte? Und hat das Gesetz auch nur ein einziges Mal versagt, sind nicht alle seine Vorausberechnungen richtig befunden worden und besteht nicht volle Uebereinstimmung zwischen Thatsache und Theorie?

Das Gravitationsgesetz ist aber nicht das einzige Naturgesetz, dessen Herrschaft wir unbedingt anerkennen müssen. Die letzten Jahrhunderte haben noch zwei andere Gesetze von eben so fundamentaler Bedeutung und eben solcher Unfehlbarkeit erkannt: das Gesetz von der Unzerstörbarkeit der Materie und der Erhaltung der Energie.

Schon Demokrit hat das erste dieser beiden Gesetze geahnt und mit folgenden Worten ausgesprochen: Aus nichts wird nichts; nichts, was ist, kann vernichtet werden. Alle Veränderung ist nur Verbindung und Trennung von Theilen. Zum Gesetz im naturwissenschaftlichen Sinn ist es erst durch Lavoisiers Untersuchungen geworden. Alle Arbeiten dieses genialen Forschers stehen mit diesem Gesetz im Zusammenhang und alle seine Schlüsse sind Deduktionen aus diesem Prinzip. Mit einem Schlag beseitigt er die bis dahin geltende Phlogistontheorie und setzt an ihre Stelle eine andere Theorie, die wir auch heute noch als richtig anerkennen. Diese Theorie, Sauerstofftheorie, wie man sie früher nannte, Verbrennungstheorie, wie wir heute sagen, soll uns hier nicht beschäftigen; nur von ihrer Grundlage, von dem Prinzip, von dem ausgehend Lavoisier seine Ansichten bewies, soll die Rede sein. Dieses ist zur unumstößlichen Wahrheit geworden durch die zahllosen Untersuchungen, die immer und immer wieder seine Richtigkeit beweisen. Jede quantitative chemische Analyse, die seit hundertdreißig Jahren ausgeführt wurde, kann als Prüffstein dieses Gesetzes betrachtet werden: und die Zahl solcher Versuche ist

geradezu unermesslich. Und diese hunderttausendfache, ja, millionenfache Prüfung hat das Gesetz immer bestanden; nie ist eine wirkliche Ausnahme gefunden worden. Glaubte man, einer solchen auf der Spur zu sein, so hat sich stets als Irrthum herausgestellt. Deshalb darf man auch Lavoisier getrost neben Newton stellen: er ist der Begründer der wissenschaftlichen Chemie, wie Newton der Begründer der mathematischen Physik genannt worden ist, und eine Rückkehr unserer heutigen Anschauung in der Chemie zu der von Stahl ist eben so ausgeschlossen wie ein Verlassen der kopernikanisch-newtonischen Lehre zu Gunsten der ptolemäischen Auffassung.

Viel neueren Datums ist das dritte Gesetz, das von der Erhaltung der Energie, mit dem die Namen Julius Robert Mayer, Joule und Helmholtz für immer verknüpft bleiben werden. Erst vor sechzig Jahren ist dieses Prinzip als Grundlage aller Bewegungsverwandlungen erkannt worden; und doch glauben wir, auch hier eine unumstößliche Wahrheit erkennen zu dürfen. Die ganze heutige Physik steht und fällt mit diesem Prinzip und die weltbeherrschende Elektrotechnik konnte erst nach dessen Erkenntnis entstehen. Das Prinzip sagt aus, daß kein Perpetuum mobile möglich ist, daß jede Umwandlung von mechanischer Arbeit in Wärme, Elektrizität oder Licht in ganz bestimmter Weise vor sich geht, so daß eine gewisse Arbeitsmenge einer bestimmten Quantität Wärme, Elektrizität oder Licht entspricht. Kennen wir solche Mengen verschiedener Energien, die bei vollständiger Umwandlung aus einander entstehen, gleich, so kann man den Satz auch dahin aussprechen, daß bei allen Bewegungsverwandlungen die Gesamtmenge der vorhandenen Energie unverändert bleibt.

Außer diesen drei Gesetzen giebt es noch viele andere, die, wenn auch nicht von so allgemeiner Bedeutung, doch immer eine große Zahl von Erscheinungen umfassen und für diese strengste Gültigkeit besitzen. Dahin gehören vor allen das Gesetz der multiplen Proportionen, welches die quantitativen Verhältnisse, in denen sich die Elemente mit einander vereinigen, regelt, das Verbindungsgesetz der Gase, das Gay-Lussac gefunden hat, das Gesetz von Van der Waals, das einen großen Ausdehnungsbezirk besitzt und die Beziehungen zwischen Druck, Volumen und Temperatur bei Gasen und auch bei Flüssigkeiten regelt, Ohms Gesetz, welches die Grundlage aller elektrischen Messungen bildet, Joules Gesetz über die Wärmeentwicklung durch den elektrischen Strom, Kirchhoffs Gesetze über die Stromvertheilung, Faradays Gesetze der Elektrolyse, das Gesetz von Carnot-Clausius über die Verwandlung von Wärme in Arbeit, das Reflexionsgesetz der Lichtstrahlen; und so weiter.

Ich meine, diese Gesetze, zu denen noch viele andere hinzugerechnet werden können, sollten genügen, um den gesetzmäßigen Verlauf aller Naturerscheinungen zu erweisen. Bedenkt man, daß nur ganz hervorragenden Geistern Verallgemeinerungen von dieser Universalität zu finden und zu formuliren möglich ist, daß erst seit vierhundert Jahren die Naturwissenschaft eine größere Bedeutung gewonnen hat und daß erst seit Newton, also seit zweihundertzwanzig Jahren, diese Wissenschaften allgemeiner bekannt sind und gelehrt werden, so darf man wohl erwarten, daß uns die nächsten Jahrhunderte weitere Aufschlüsse über den gesetzmäßigen Verlauf des Geschehens bringen und jeden Widerspruch nach dieser Richtung entkräften werden.

Aber auch jetzt schon können wir sagen, daß der Wunderglaube in nichts zerfällt, daß niemals ein Wunder geschehen kann. Alles, was in der Natur ge-

schicht, ist natürlich; und das Uebernatürliche entspringt dem Gehirn von Phantasten und von Unwissenden.

Sehr schwierig gestaltet sich die Frage nach einem persönlichen Gott vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Da wir nicht wissen, woher die weltbeherrschenden Gesetze kommen, und da diese für die Entstehung der Welt keine Erklärung geben, so sind wir durchaus berechtigt, uns einen Weltenschöpfer als allmächtigen Gott vorzustellen, wenn er auch nach Erschaffung der Welt nicht mehr über den Gesetzen stehen kann, da sonst seine Allmacht in Erscheinung treten müßte. Wir müssen ihn jetzt als eine Verkörperung dieser Gesetze denken.

Eine nach allen Seiten hin befriedigende Lösung zu finden, erscheint kaum möglich. Jedenfalls gehe ich nicht so weit wie David Friedrich Strauß, der, Theolog und Philosoph, Gott als Phantasiegebilde bezeichnet. In seinem „Alten und Neuen Glauben“ sagt er: „Die Idee des Univerſum kann und wird sich uns mit allem Demjenigen erfüllen und bereichern, was wir in der natürlichen wie in der sittlichen Welt als Kraft und Leben, als Ordnung und Gesetz erkennen werden; aber sie aber hinauszukommen, wird uns niemals möglich sein, und wenn wir es dennoch versuchen und uns einen Urheber des Univerſum als absolute Persönlichkeit vorstellen, so sind wir durch alles Bisherige zum Voraus belehrt, daß wir uns lediglich mit einem Phantasiegebilde zu schaffen machen.“ Freilich bleibt Jedem in solchen Dingen noch ein großer Spielraum der Auffassung, so daß Erziehung, Studiengang, Geschlecht, Gewissen, Nationalität, Gesellschaftsklasse und vieles Andere sehr wesentlich in Betracht kommen können und der individuellen Neigung eine große Freiheit bleiben sollte. Um so mehr muß es bestreben, daß gerade diese für den einzelnen Menschen wichtigsten Fragen nach ganz bestimmten Normen und vorgezeichneten Schemata behandelt werden und Jeder in seiner Jugend geradezu gezwungen wird, sich für ein solches Schema zu entscheiden und dieses sein Leben lang beizubehalten.

Gerade hier giebt es noch viel zu reformiren. Der Anfang dazu kann aber erst gemacht werden, wenn die allgemeine Bildung nicht wie jetzt eine formale ist und Sprachkenntnisse (namentlich Kenntniß toter Sprachen) bedeutet. Die allgemeine Bildung muß auf die Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze aufgebaut werden.

Dazu gehört aber nicht nur das Einbringen in die unbelebte Natur, mit der allein wir uns bisher beschäftigt haben: auch das Studium der organisierten Materie, die Biologie, Physiologie und Psychologie haben werthvolle Resultate gezeigt, deren Bedeutung für die Auffassung der Welt nicht unterschätzt werden darf.

Hier, wo nur das Wichtigste und Dies nur in Andeutungen behandelt werden kann, will ich sofort einen Gedanken in den Vordergrund rücken, der befruchtend und reformirend auf das ganze Gebiet der Biologie gewirkt hat: ich meine Darwins Theorie von der Entstehung der Arten und der Abstammung der Menschen. Wenn auch zweifellos einige der hierher gehörigen Gedanken schon früher von Anderen, besonders von Lamarck und Goethe, ausgesprochen worden waren, so ist doch erst durch Darwin eine wissenschaftliche Theorie entstanden, deren Bedeutung allgemein bekannt und anerkannt wurde.

Während die Erkenntniß der physikalischen und chemischen Gesetze die Stellung des Menschen zum Univerſum beleuchteten und festlegten, ergiebt sich aus Darwins Theorie die Bedeutung des Menschen auf der Erde. Und auch hier zeigt sich wieder,

welche übertriebene Vorstellung von der Stellung des Menschen die früheren Jahrhunderte besaßen. Der Mensch erschien als der Schöpfung Endzweck, alle anderen Lebewesen waren nur da, um seine Bedürfnisse, ja, seine Genußsucht zu befriedigen. Die teleologische Weltanschauung, die noch im vorigen Jahrhundert viele Anhänger hatte, glaubte, die Existenz sehr vieler Thiere und Pflanzen durch den Nutzen, den der Mensch aus ihnen zieht, erklären zu sollen. Wie anders ist jetzt geworden! Wir wissen, daß ein genetischer Zusammenhang besteht zwischen dem Menschen und gewissen hochstehenden Thierklassen, und glauben, die Abstammung des Menschen und mancher Thiere aus einem gemeinschaftlichen Stamm herleiten zu dürfen. Wenn auch der Mensch vor allen Thieren die Sprache voraus hat, wenn auch seine Intelligenz und seine Seele auf einer viel höheren Stufe stehen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß auch die Thiere Verständigungsmittel besitzen und daß viele ihrer Handlungen auf feilsche Vorgänge schließen lassen. Sehr charakteristisch ist folgende kleine Geschichte, die der berühmte Psychologe Wundt in Leipzig erlebt und erzählt hat: „Als Knabe hatte ich mir eine einem Taubenschlag ähnliche Fliegenfalle eingerichtet. Die Fliegen wurden durch gestreuten Zucker angelockt und, wenn sie in die Falle gegangen waren, gefangen. Hinter der Falle war aber ein zweites Gehäuse angebracht, das beliebig durch einen Schieber gegen die Fliegenfalle geschlossen oder geöffnet werden konnte. In diesen Raum hatte ich eine große Kreuzspinne gesetzt. Falle und Gehäuse waren aber mit Glasfenstern versehen, so daß ich Alles, was innen vor sich ging, bequem beobachten konnte. Zunächst gab es nun nichts sonderlich Merkwürdiges. Waren einige Fliegen gefangen, und wurde dann der Schieber gehoben, so stürzte sich natürlich die Kreuzspinne auf ihre Opfer und vertilgte sie. So ging die Sache einige Zeit fort. Eines Tages aber machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Als der Schieber zufällig während meiner Abwesenheit offen gewesen war und ich ihn wieder schließen wollte, bemerkte ich, daß sich Dem ein ungewöhnliches Hinderniß entgegenstellte. Bei näherem Zusehen fand ich, daß die Spinne unmittelbar unter dem emporgezogenen Schieber eine große Zahl dicker Fäden ihres Gewebes gezogen hatte, die gleich festgespannten Stricken das Schließen des Schiebers hinderten.“ Wundt deutet die Handlung der Spinne als durch Ideenassoziation hervorgerufen und leugnet jede komplizierte Ueberlegung. Jedenfalls waren aber hier Empfindungen und Vorstellungen thätig, also feilsche Vorgänge. Und wie viele Züge von Anhänglichkeit und Treue, von Verstandniß und Einsicht kennen wir bei höheren Thieren, namentlich bei Hausthieren und besonders beim Hund, so daß wir an dem Seelenleben der Thiere nicht zweifeln können!

Das ist aber von Wichtigkeit, wenn wir uns jetzt einer der intrikatesten Fragen der Weltanschauung, der Unsterblichkeitslehre, zuwenden. Keine Frage schneidet so tief in unser ganzes Denken und Empfinden ein wie gerade diese; und es wird mir als Richtpsychologen nicht leicht, hier darüber zu sprechen. Ich meine nun, daß, wenn man die Unsterblichkeit für die menschliche Seele fordert, es sehr schwer fällt, sie den Thieren vollständig abzusprechen. Wohin aber sollte es führen, wenn man auch den Thieren Unsterblichkeit zuerkennen wollte? Dies erscheint mir nicht angängig; und da ist einer der vielen Gründe, die mir leider unmöglich machen, jenen schönen und trostreichen Gedanken als der Wirklichkeit entsprechend anzunehmen. Ich sage ausdrücklich: einer der vielen Gründe; und möchte hinzufügen, keiner der am Schwersten wiegenden.

Giebt es denn ein Substrat der Seele? Wir kennen keins. Was also soll unsterblich sein? Könnten wir uns nur irgendeine Vorstellung von der Art dieses Fortlebens machen! Ich glaube aber nicht, daß eine solche mit wissenschaftlichen Prinzipien im Einklang stehende Möglichkeit bekannt ist. Und welche menschliche Seele ist unsterblich? Denken Sie an hervorragende Männer der Wissenschaft und Kunst, an große Staatsmänner, an Religionsstifter, deren Seele zweifellos zur Zeit ihrer höchsten Blüthe die Unsterblichkeit verdiente. Nun aber werden diese Männer alt, grämlich, verdrießlich, verbittert oder gar kindisch, ehe sie sterben. Welcher Seele soll nun diese Unsterblichkeit zukommen: der Seele des eben Verstorbenen, die es gar nicht verdient, oder einer Seele, die nicht mehr existirt? Solcher Schwierigkeiten ließen sich noch viele vorbringen; ich werde mich aber begnügen, eine einzige hervorzuheben. Sie wissen wahrscheinlich, daß bei vollständiger Exstirpation der Schilddrüse die Patienten meist blödsinnig werden, ihre Seele also fast völlig verlieren. Wie soll man sich da zu der Unsterblichkeitsfrage verhalten?

Ich glaube, daß hier mehr als bei irgendeiner anderen Frage der Wunsch der Vater des Gedankens ist; denn es giebt keine einzige wissenschaftlich verbürgte Thatsache, auf die wir uns bei dem Unsterblichkeitsglauben berufen dürfen. Man könnte mir freilich entgegenhalten, daß die felsenfeste Ueberzeugung von der Richtigkeit der Lehre, die im Bewußtsein der meisten Menschen lebt, die Garantie für ihre Wahrheit bietet. Ich aber wage, Das zu bestreiten. Wer nicht blindlings glaubt, wer über diesen Glauben denkt, wird ihn leicht verlieren. Als Zeuge für meine Anschauung citire ich wieder Hundt, der die persönliche Unsterblichkeit als mit den Thatsachen psychologischer Forschung unvereinbar und als ein unerträgliches Verhängniß betrachtet. Ich behaupte nicht, daß jeder denkende Psychologe auf diesem Standpunkt steht, ich weiß sogar, daß es nicht so ist; aber ich kann hier nur meinen Standpunkt vertreten und meiner Ueberzeugung Ausdruck verleihen.

So fährt denn, wird man mir einwenden, die naturwissenschaftliche Forschung und ihre konsequente Verfolgung zu einer Negation aller religiösen Vorstellungen und damit für Viele zu einem Verlust aller Ideale. Der Himmel wird entdunkelt, die Phantasie vernichtet; und was tauschen wir dafür ein? Eisenbahnen, Telegraphen, elektrisches Licht, künstliche Farben; und so weiter. Ich höre schon den Ruf: „Ihr Naturforscher zerstört das Glück, den festen Glauben an unsere Unsterblichkeit; und was gebt Ihr uns dafür? Fabriken und das soziale Elend.“

Dieser Vorwurf ist un wahr und ungerocht. Ich behaupte, daß fast alle humanen Bestrebungen der letzten zwei Jahrhunderte hauptsächlich durch die Anschauungen, die auf dem Grund naturwissenschaftlicher Entdeckungen sich bildeten, bewirkt worden sind. Beweisen kann ich Das freilich nicht; aber gerade die Erkenntniß, daß für das Elend in dieser Welt in dem Jenseits kein Ersatz gefunden werden kann, mußte dazu führen, das Diesseits besser zu gestalten.

Der Begriff der menschlichen Freiheit, die mit den humanen Bestrebungen im engsten Zusammenhang steht, ist in neuerer Zeit wohl zuerst auf englischem Boden wieder erwachsen. In die Verfassung aufgenommen wurde er durch die Habeas Corpus-Akte, die das Parlament von 1679 genehmigte. Damals war Earl of Shaftesbury Lordkanzler (Präsident des Geheimrathes) und ihm vor Allen ist diese Bill zu danken. Shaftesbury aber war ein Freund des berühmten Philosophen Locke, der Jahre lang als ärztlicher Berather und später als Arzt des

Sohnes in seinem Hause wohnte und der seine Ideen über den Freiheitbegriff sehr eingehend in der Schrift „On civil government“ dargelegt hat. Locke war seinem Studiengang nach Mediziner, konnte aber diesen Beruf seiner schwachen Gesundheit wegen nicht ausüben. Er darf als einer der Gründer der empirischen Philosophie betrachtet werden und erkennt nur das Wissen an, das durch Erfahrung und Induktion gewonnen wird, steht also ganz auf dem Boden der Naturwissenschaften.

Von England wird der Freiheitbegriff nach Amerika verpflanzt und er tritt uns dort in dem berühmten Manifest entgegen, das der Kongreß von 1774 in Philadelphia erlassen hat. Hier ist der persönliche Freiheitbegriff der Habeas Corpus-Akte zu dem politischen Unabhängigkeitsbegriff ausgedehnt.

Am Reichsten an Folgen war aber vielleicht die Erklärung der Menschenrechte, die auf Lafayette's Antrag die französischen Reichsstände am ersten Juli 1789 annahmen. Der Einfluß Amerikas ist durch den Antragsteller hinreichend gekennzeichnet; doch war den Franzosen der Freiheitbegriff schon geklärt durch die Aufklärungsphilosophen wie Voltaire, die Encyclopädisten und daneben noch durch Rousseau, dessen Contrat Social einen großen Einfluß geübt hatte. Die Erklärung der Menschenrechte geht weit über die Habeas Corpus-Akte hinaus, da jetzt nicht nur die persönliche Freiheit des Einzelnen und sein Eigenthum garantiert, sondern auch die Souveränität in das Volk gelegt wird und von diesem erst übertragen werden kann.

Viele der blutigen Kämpfe und Gräuelt der Französischen Revolution stehen mit der Durchführung dieses Prinzipes in direktem Zusammenhang; und umsonst ist das viele Blut in jener Zeit nicht geflossen. Der Feudalismus fällt und ein Geist der Brüderlichkeit unter den Nationen entsteht, den man vorher nicht kannte. Und welche praktischen Konsequenzen von unendlicher Tragweite hat die Aufstellung dieses Prinzipes der Freiheit und Gleichheit gefunden! Ich nenne nur eins, das allein genügen wird: die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft. Was das Christenthum allein nicht erreichen konnte, ist mit Hilfe der Aufklärung, die wir besonders den Naturwissenschaften verdanken, möglich geworden. Das ist ein großartiges Resultat, dem kaum eine andere That des Menschengeschlechtes an die Seite gestellt werden kann; denn hierdurch sind Millionen von Menschen einem menschenwürdigen Dasein zurückgegeben worden. Aber damit nicht genug: alle Bestrebungen, das soziale Elend zu verringern, die ganze soziale Geseßgebung entspringen den selben Quellen. Und sehen wir nicht alle Kulturstaaten, Deutschland voran, mit solchen Aufgaben beschäftigt, einander in eifrigem Streben nach diesem hohen Ziel überbietend? Und wenn auch von Zeit zu Zeit der Fortschritt auf diesem Wege durch anarchische Thaten und sozialdemokratische Uebertreibungen gehemmt wird, so können wir doch aus den gewonnenen Resultaten mit Sicherheit die Zuversicht entnehmen, daß man, auf dem begangenen Wege fortschreitend, dem Ziel immer näher kommen wird. Und ist es nicht des Lebens werth, durch seine eigene Arbeit an der Erreichung dieses Zieles mitgewirkt zu haben? Ich glaube: Ja. Noch wichtiger aber ist, daß die naturwissenschaftliche Auffassung der Welt zu einem Geiste der Toleranz, der Brüderlichkeit und der Friedensliebe führt und daß wir es als eine ernste Pflicht betrachten müssen, den Armen und Elenden in dieser Welt beizustehen, ihr Schicksal zu erleichtern und sie nicht auf ein ungewisses Jenseits zu vertrauen. Werkthätige Menschenliebe sei deshalb unser Wahlpruch!

Die Moderne Galerie.

Sehr verehrter Herr Harden, in der „Zukunft“ vom zweiten Mai 1908 sagten Sie: Tschubis Scheiden brachte einen schwer zu ersehenden Verlust. Brächte vielleicht aber die Stadt Berlin, die für die Kunst bisher nicht das Geringste gethan hat, zu dem Entschluß, der Reichshauptstadt eine Moderne Galerie zu schaffen. „Glauben Sie wirklich an die Möglichkeit eines so tapferen Entschlusses? Herr von Tschubi ist beurlaubt worden, weil seine Ankäufe nicht den Beifall des Kaisers fanden. Soll nun eine Moderne Galerie neben der Nationalgalerie in Berlin Daseinsberechtigung haben, so muß sie gerade der Kunst Obdach gewähren, die mit Herrn von Tschubi aus der Nationalgalerie „beurlaubt“ wurde; mit anderen Worten: sie muß Bilder und Statuen erwerben, die dem Kaiser nicht gefallen würden. Und solches Museum der Opposition sollte Berlin erbauen? Just diese Gemeindevorwaltung sollte um besaener Marmorblöcke und bemalter Leinwand willen eine Bestimmung „an allerhöchster Stelle“ riskiren? Solchen Muth trauen Sie, sehr verehrter Herr Harden, Demen um Kirchner zu? Nein: die Stadt Berlin wird auch künftig für die moderne Kunst thun, was sie bisher dafür gethan hat; „nicht das Geringste“. Zu einer guten und trotzdem modernen Galerie wird Berlin, wie die Dinge nun einmal liegen, weder durch städtische noch durch staatliche Unterstützung gelangen; aber vielleicht kann sie auch ohne die Güte eines offiziellen Medicäers geschaffen werden: Tschubi in Berlin und Graf Kehler in Weimar haben für relativ geringe Summen, die private Opferwilligkeit ihnen zur Verfügung stellte, vortreffliche Kunstwerke erstanden; haben gezeigt, daß eine Moderne Galerie unter verständiger Leitung mit einem jährlichen Etat von etwa sechzigtausend Mark bequem zu wirthschaften vermag. Dieser Betrag muß aufgebracht werden. Wie Bodes Thatkraft den Kaiser Friedrichs Museums-Berein zur Förderung alter Kunst entstehen ließ, so müßte ein Verein zur Pflege moderner Kunst gegründet werden; ein Verein mit dem einzigen Ziel, in Berlin eine Moderne Galerie zu schaffen. Künstler, deren bloßer Name schon ein Programm bedeutet, aber auch Finanzmänner müßten dem Vorstande angehören und hervorragende Sammler (besonders in der ersten Zeit) erjucht werden, daß eine oder andere ihrer Kunstwerke der Galerie zu leihen, die zu leihen natürlich Niemand geeigneter wäre als Herr von Tschubi oder Graf Kehler. Beide haben bewiesen, daß sie uns ein Museum zu schenken vermöchten, in dem keine Phrase herrscht, weder die aesthetische noch die patriotische, sondern nur die Kunst, die gute, die voraussetzunglose. Ob diese Heilen Verusener, als ich es bin, veranlassen werden, die Errichtung einer Modernen Galerie in Berlin ernsthaft zu erwägen? Dann wäre der Zweck meines Briefes erreicht. In aufrichtiger Werthschätzung Dr. Emil Schaeffer.

Mir, sehr geehrter Herr Doktor, lächelt dieser Gedanke nicht gar so hold. Zuerst müßte man das für den Hausbau nöthige Geld zusammenbekeln. Nicht sehr schön; und da man den Arras-Jacob mit dem Saef voll Orden nicht zur Verfügung hat, auch nicht ganz leicht. Dann ginge es auf die Suche nach Patronen. Und ob die Großbourgeois eher als die Kommune bereit wären, öffentlich wider den Stachel allerhöchsten Kunsturtheils zu löden, ist mir noch zweifelhaft. Nein: ich bin für die Stadt. Besonderen Muth traue ich „Demen um Kirchner“ gewiß nicht zu; meine aber, daß man sie zu anständiger Leistung zwingen kann. Zwingen muß. Uebrigens weht der Wind schon wieder aus einer anderen Himmelsdecke. Wie es scheint, ist dem Kanzler das Aergerniß allzu ärgerlich geworden. Jedenfalls soll die Weisung ergangen sein, die für die Nationalgalerie erworbenen Bilder zu behalten und aus dem Staatsfädel zu bezahlen. Und Herr von Tschubi, heißt's, kehrt auf seinen Posten zurück. „Warum soll ein so verdienstvoller Beamter nicht mal ein Jahr lang ausruhen? Von Konflikt und Abschied war ja niemals die Rede.“

Max Ulrich & Co.,Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 673 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 | Kuxenabteilung.

" 7916 |

Ausführung aller ins Bankfach ein-

schlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

SCHWARZBURG

Beste Pension * * * *

Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad * *

Bürgerliche Preise * *

Weisser HirschDer orthozentrische Kneifer,
D. R. P. angem., ärztlich empfohlen
und eine Wohltat für jeden Gläser-
tragenden, ist **nur** bei der Firma**Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H.,**

Potsdamerstrasse 132 nahe Potsdamerplatz erhältlich.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!Gegr.
1890.**Otto A. Koch Nachf.**

Inhaber

Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlendungen auch nach Aussenhalb. Referenzen erbeten!

Restaurant Splendid Hôtel Dorotheenstrasse 92/93.

Julius Luthardt früherer Oekonom v. F. W. Borchardt.

Beste deutsche und französische Küche. (Stadtküche.)

Urquell.

Tafel-Musik bis 1 Uhr.

Siechen.

**Photo-Apparate!**Ausschliesslich Originalmarken und ausschliesslich
mit Goerz- und Meyer-Anastigmaten ausgestattet

gegen monatliche Amortisation.

Ohne unseren neuen Katalog B.P., den wir jedermann umsonst und frei über-
senden, kauft man photographische Apparate unbedingt **vorteilig**.**Stöckig & Co., Hoflieferanten**

DRESDEN A. 16 und BODENBACH 1 i. B.

Goerz-Trifler-Binocles, Franz. Ferngläser, Vergrößerungs-Apparate. — Erleichterte Zahlung.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 8 Uhr.
 Freitag, den 15./5. **Die Räuber.**
 Sonnabend, den 16./5. **Premiere**
Fürst Ulrich von Waldeck.
 Sonntag, d. 17./5. **Fürst Ulrich v. Waldeck.**
 Montag, den 18./5. **Ein Sommernachtstraum**

Kammerspiele.

Freitag, d. 15./5. 8 U. **Frühlings Erwachen.**
 Sonnabend, den 16./5. 8 U. **Liebelei**
 Sonntag, den 17. und Montag, den 18./5. 8 U.

Lysistrata.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 15./5. 8 Uhr
Des Pastors Rieke.
 Sonnab., d. 16., Sonnt., d. 17., Montg., d. 18./5. 8 U.
Frei ist der Bursch.
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
 Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender

Guido Thielscher a. D.
 Henry Bender Fritzi Massary
 Jos. Josephit Fritzi Schenke usw.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
 Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.
 Max Laurence. Fritzi Arco.
 Willi Hagen. Constanze Zinner.
 Albert Paulig. Else Saldern.
 Im Nachtsyl. Revue a. d. Bühne
 des künstl. Marionettentheater.

„Arkadin“, Reunions: Sonntag, Mittwoch,
 Behrenstrasse 55-57. Freitag, —
 im neuerbauten „Moulin rouge“ Jägerstrasse 53 a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).
 — Treffpunkt der vornehmen Welt —
 Die ganze Nacht geöffnet. Künstler-Doppel-Konzerte.

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 Mk. Sonntags 0.50 Mk.

Griebens Reiseführer

Neue Ausgaben 1908:

Dresden u. Sächsische Schweiz. 24. Aufl. M. 2.—

Der Rhein. 26. Auflage M. 3.—

Das Rhonetal und Zermatt. M. 1.50

VERZEICHNISSE
 GRATIS

BERLIN W. VERLAG von
 ALBERT GOLDSCHMIDT

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 15., Sonnabend, den 16., Sonntag,
den 17., Montag, d. 18., Dienstag, d. 19./5. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Sonntag, Nachm. 3 U. Ein idealer Gatte
Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 15., Sonnabend, den 16., Sonntag,
den 17., Montag, den 18., Dienstag, d. 19./5. 8 U.

**Der Mann mit
den drei Frauen.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Hermann Meusser, Berlin
W. 35 b
Steglitzerstr. 53, Buchhandlung.
ist bestrebt, durch solide, kulan-
tante und schnelle Bedienung
ihren Kundenkreis zu erwei-
tern. Zur Erleichterung der An-
schaffung werden monatliche
Teilzahlungen in der Höhe des
zehnten Teiles des Kaufpreises ein-
geräumt. — Vollständige Lager. —
Allerneueste Auflagen. — Katalog
gratis. — Portofreie Zusendung.



Kein Suchen nach dem Bleistift mehr!

Schwebeapparat

„Da hängt er.“

Patente in d. meist. Staat.

Man verlange Prospekte

Preis M. 1.40 — 3.—

Walther Kunde

Dresden-M. Wallstr. 17/19

Reklamlagen bitte auf Wunsch nach.



Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.

Epochmachende Neuheit:

Auto-Klappkamera, beim Öffnen
selbsttätig, sofort gebrauchsfertige
Einstellung.

Bequemste Teilzahlung

ohne jede Provisorengebühr.

Binocles und Ferngläser.

Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)

Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, d. 15./5. Der Brandstifter
8 Uhr

vorher **Sein Alibi.**

Sonnabend, den 16./5. 8 U. Premiere

Die blaue Maus

Sonntag, d. 17., Montag, d. 18., Dienstag, d. 19./5. 8 U.

Die blaue Maus.

Sonntag, den 17./5. **Panne.**

Nachm. 3 U.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Interessanter seltener Privatdruck.

Glossarium Eroticum

Linguae Latinae. Neue Erläuterung

der Theologie, Gesetze u. Hochzeitsge-
bräuche bei den Römern. Interpretation

u. Bedeutung v. ca. 2000 Ausdrücken

z. Verständnis d. Dichter und Ethologen

alter, neuer u. neuester Latinität im Original.

Von **P. Pierrugues**, 518 Seiten. Quart.

Eleg. brosch. M. 20.—. In Liebhaberbd. M. 25.—.

Die Neuausgabe d. 1826 ersch. berühmten

Werkes wird sicherlich allen Liebhabern

der klass. Literatur erwünscht kommen.

Nur in kleiner numerierter Anzahl in

Quartformat für Gelehrte gedruckt.

Ausführliche Verzeichnisse üb. kultur-
und sittengeschichtl. Werke gratis u. franko.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Juvenal

Roms Weiber

Deutsch von Dr. M. Kohn. 50 Pfg.

Also sprach Herakleitos

Deutsch von Dr. M. Kohn. 60 Pfg.

Zu beziehen geg. Einsendg. des Betrages per

Postanweisung oder in Briefmarken von

Adolph Wili, Buchh. Hamburg, Lübeckerstr. 95.

Schlafepatent!

Ein Griff

ein Bett mit Matratze auf Rollen

Bieren Jaekel's Schlafepatent Möbel

25 Jahre bewährt

R. Jaekel's Patent-Möbel-fabrik

München Sommerstr. 24, Berlin SW. Norduferstr. 25.

Verlag für Literatur, Kunst u. Musik in Leipzig

MAXIMILIAN HARDEN

BEITRÄGE ZUR KENNTNIS UND WÜRDIGUNG EINES DEUTSCHEN PUBLIZISTEN

von **K. F. STURM**. M. 2.— ord.

Aus dem Inhalt:

Einleitung | Die Persönlichkeit | Schrift und Gesichtsausdruck | Reizbarkeit | Kenntnisse und Erkenntnisse | Wahrhaftigkeit | Opposition | Fleiß und Willenskraft | Sprache und Stil | Kämpfe und Ziele | Am Werke | Aus der künstlerischen Weltanschauung | Zur Kritik des Kunstkritikers | Politische Entwicklung | Zur Kritik des Politikers | Lehrer und Genossen | Der Publizist als Erzieher | Symbole | Zur Biographie und Bibliographie.

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift, die für 55 Pfg. im geschlossenen Brief (auswärts 70 Pfg.) durch **J. Muretz & Co., Berlin NO18**, e. zugesandt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wieder kräftig. kann.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert **Faul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.**

Diabetes-Bauer

Koetzschbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko
R. Richter,
Dresden A. 18, Bübischplatz 18

Stottern

de zahlen 3—6 Monate nach Heilung, best. Garantie. **C. Buchholz,** Hannover 2, Sudsandr. 14.

Seltene Bücher

deutsch, französisch, englisch neu u. antiquar. Prospekte (ev. Katal.) grat. Zusendg. portofrei, oh. Zollschldg. **Ch. Corday,** 19 z rue Claude Bernard, Paris

**Niemand
kaufe wieder
Baukästen**

ohne nach Grund u. Stelle Baukasten und andere Bauten von Carl Brandt Jr. Garantie gelteht zu haben in all. besseren Sparmaschinen-Geschäften u. Werkz.

**Verfasser**

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Bestellungen
auf die**Einbanddecke**

zum 62. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. H. Quartal des XVI. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zu n Preise von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Cabinet-Comet
Graeger
 &
Sect
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch
 die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a. M.

Sind Sie nervös

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unseren Prospekt. Derselbe kostet nichts, kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Oeffentl. Laboratorium
 Apoth. SCHMIDT
 Kötzschenbroda Dresden 12.

Dr. Möller's Sanatorium
 Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.
Diatel. Kuren nach Schroth.

Elektrische Kuren
 eine Reform-Naturheilkunde
 Sommer- u. Winterkuren
 Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
 Dresden A 3, Mozliksplatz 5.

Fort mit der Feder!



Die neue
Lilliput - Schreibmaschine

ist das Schreibwerkzeug für jedermann.
 Modell A Preis Mk. 38.—
 Modell Duplex Preis Mk. 48.—
 Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Schrift
 so schön wie bei den teuersten Schreib-
 maschinen. Keine Weichgummitypen.
 Durchschlagskopien. Prämilliertafeln
 beschickten Ausstellungen. Illustr. Prosp.
 u. Anerkennungs-Schreiben gratis und franko.
Deutsche Kleinmaschinen Werke
 Justin Wm. Bamberger & Co.
 34 München 21, Lindwurmstrasse 129/131.
 Zweigniederlassung: Berlin W. Potsdamerstr. 4.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Sobald erschienen:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein illustrierter Prospekt bei der Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin NW. 23 u. Paris betreffend.

L'Art et le Beau Reproduktionen nach fran-
 zösischen Künstlern.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Westerland auf SYLT Die Königin der Nordsee

25 000 Besucher.

Familienbad

Neuerbautes Warmbadehaus. Illustrierte Prospekte versendet kostenlos die Badedirektion.

Stärkster Wellenschlag der Westküste



Schriftsteller

Bekannter Verlag übern. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Assas. günst. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Im Lande Wilhelm Tells

eröffnet sich mit Juni 1908 ein herrlicher Aufenthaltsort für Deutsche: GRAND **Burgfluh, Kerns** (Obwalden) Zentralschw. Wanderv. HOTEL Ausfl. am Vierwaldstättersee. Bergtouren von gering. Höhe an bis zum ewigen Schnee und Eis! Die berühmten **Bergbahnen** (Pilatus, Rigi, Stanserhorn u. a. m.) in nächster Nähe. Mit der **Brünigbahn** ins **Berneroberrland** in kürz. Zeit. Man verlange kostenfr. Auskünfte, Prospekte usw.

Die Deutsche Nafta-Gesellschaft m. b. H.

Berlin W.9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.
Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin
Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz
empfiehlt die von ihr neugeschaffenen

Nafta-Brutto-Zertifikate

Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!!

BANK-ABTEILUNG

An- und Verkauf von Wertpapieren, Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG

Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungs-zwecke, sämtliche Benzingeratungen: Hydrür-, Gasolin-, Automobil-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. G.“ Automobil-, Spindel- und Vulkan-Oel.

ROHÖL-ABTEILUNG

Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Voranschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungs-zwecken.

— Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst. —

OPEL

Rüsselsheim M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

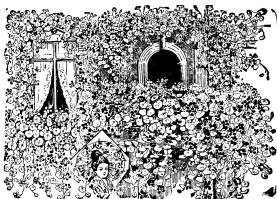
Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.
Chefarzt Dr. **Loebell.**

Meiningen

Sanatorium für Nervenkranken und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte

Bettenzahl. „Frühjahrskuren“. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.



Gelegenheitskauf: Japanischer Balkonschmuck — Blütmischung nach besonderem Verfahren nach 4 Tagen aufgehend. Anweisung liegt bei. Das Sortiment enthält zauberhaft rasch wachsende, Fenster, Balkon, Laube, Kahlie Wände über und über mit anmutigem Grün schmückende Kletterpflanzen etc., ein farbenprächtig blumiges Kleid schnell über alles Unansehnliche am Haus und im Garten werfen. Wohlgeruch über die Umgebung ausbreiten, und den ganzen Sommer hindurch bis tief in den Herbst hinein ranken und blühen. B. Hubitz, Stolp, schreibt uns: „Diese Schlingpflanzen waren entzückend, stündlich neue Blüten und Ranken, unsere Fensterbretter waren köstlich. M. Berger, Arlesheim schreibt: „Die Blumen waren einfach wundervoll und blühten bis zu den starken Frösten, so viele haben mich nach Ihrer Adresse gefragt. — Josef Kirchen, München, erhielt einen ersten Preis.“

Ein Sortiment Samen M 1¹⁵ —
Das Doppelsortiment M 2¹⁰ — 4 Sortimente M 4,— — 10 Sortimente M 8,—
M. Peterseim's Blumengärtnereien Erfurt.
Hauptkatalog über Samen und Pflanzen, Lorbeerblume umsonst.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinfeld, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

Ostseebad Georgenswalde

Geistig Zurückgebliebene

Saml. Steilküste, Post. Tel. Rauschen, ruhiger vornehm. Erholungsort, Wald, solide Preise. Nbh. Badeverwaltung

find. sorgf. Behandlung, u. Ausbildung in **W. Schröters**, Erziehungsanst. **Dresden-N.**, **Oppellstrasse 44, 44b, Prosp.**

**Vergnügungs- u. Erholungs-
Reisen zur See**

Seinfahrt vom Mittelmeer
 Reise mit dem Dampfer "München" vom 1. Juli bis zum 1. August in die Levante und in die Türkei. Preise von Mk. 100 bis 300 an.

Nordlandfahrten
 Reise nach Schweden und Finnland vom 1. Juli bis zum 1. August in die Ostsee. Preise von Mk. 100 bis 200 an.

Nordlandfahrten
 Reise nach Norwegen und Schweden vom 1. Juli bis zum 1. August in die Nordsee. Preise von Mk. 100 bis 200 an.

Vergnügungsfahrt
 Reise nach den Ostseebädern vom 1. Juli bis zum 1. August. Preise von Mk. 100 bis 200 an.

Nord-Hauptstädten
 Reise nach den Hauptstädten der Nordsee vom 1. Juli bis zum 1. August. Preise von Mk. 100 bis 200 an.

Hier finden weitere Entwürfe für Fahrten.
Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
 Abteilung Vergnügungsfahrten.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
KONZERT 4-8.

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie

Von Hamburg über Cuxhaven

mit dem Turbinen-Schnelldampfer „KAISER“ und den bewährten Salon-Schnelldampfern „Cobra“, „Prinzessin Heinrich“ und „Silvana“. Abfahrt von Hamburg, Sü. Pack- und Landungsbrücken werktags 8 Uhr vormittags, Sonntags 7 Uhr 30 Minuten vormittags.

I. nach Helgoland-Sylt

Unabhängig von Ebbe und Flut.

vom 1. Mai bis 29. Juni und vom 18. bis 31. September jeden Montag, Mittwoch und Freitag, vom 1. Juli bis 18. September täglich hin und zurück. — Vom 1. bis 24. Juni und vom 18. bis 31. September jeden Montag, Mittwoch und Freitag und vom 1. Juli bis 15. September täglich: Anschluss nach Amrum und Wyk a. Föhr teils mit direktem Dampfer von Hörnum a. Sylt.

II. nach Helgoland-Norderney

am 18., 20., 23., 25., 27. und 30. Juni, vom 1. Juli bis 15. September täglich hin und zurück. — Anschluss in Norderney nach Borkum, Juist und Langeoog vom 1. Juli bis 15. September fast täglich.

Direkte Schnellzug-Verbindung: Berlin-Cuxhaven-Helgoland ^{Sylt} Norderney

Pfingst-, Ferien- und Sonntags-Sonderfahrten zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Rundfahrkarten durch die Nordseebäder während der ganzen Saison gültig **Mark 40.90.**

Fahrpläne, Fahrkarten und Auskunft bei den Agenten der Hamburg-Amerika-Linie, den größeren Eisenbahnstationen sowie beim

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie.

Hamburg 9, Johannisbollwerk 16.
Fernsprecher: Nr. II, 3379-81.

Ein Auch Winterkuren
Zinsendromen
Sanatorium **DEKÜTZ**
Neuenahr Prospekte
etc.

Sobien erschien:

**Auf den Strömen der Welt
zu den Meeren Gottes.**

Gedichte von **Gustav Schüller**.
In Perg.-Umschlag M. 4.50, gebunden M. 5.50.

Heimat

von der Schönheit und dem Leben
von **Theowart Christ**.

Broschirt M. 2.—, gebunden M. 3.—
Fritz Eckardt Verlag :: Leipzig.

Brief an P.P. Liebe.

... Sie sind befähigt, seelisch Andere zu bestimmen, ihnen durch Ihre Analyse zur inneren Freiheit zu verhelfen. Sie haben rätselhaft Erscheinendes durch das überraschend richtigen Resultate Ihrer feinstinnigen Charakterbeurteilungen aus den eingesendeten Handschriften leicht begreiflich gemacht. Ihre **Eigenkunst** kann den Nimbus entbehren; denn Ihr Talent bestätigen Sie durch Ihre Schöpferkraft, auch wenn die Inspiration einmal versagt. Freilich hat das Tiele nur ein kleines Publikum... Denkende Menschen, die Handschriften zur Beurteilung des Charakters vorzulegen wünschen, empfangen auf briefliche Anträge kostenlose Broschüre und Honorarbedingungen. Praxis des Entdeckers der Psychographologie seit 1890. Adresse:

P.P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg I.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibertal M. 11.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände. Lüftliche, Brunnen- u. Entziehungskuren für Erholungssuchende, Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, neubefreite, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. Bartsch, dirigt Arzt selbst oder Administration in Berlin S.W., Mückernstr. 118.**

Moët &
Chandon



"White Star Sec"
beherrscht die ganze Welt.

Größter Jahresversand aller Champagner (franz. Grande Marque)

